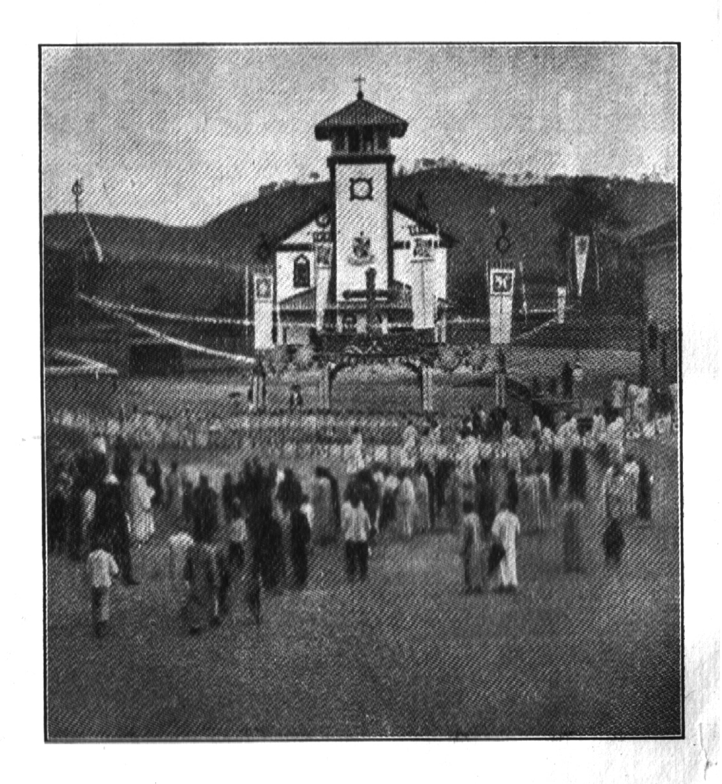
In den Händen der Roten



Vom großen Vernichtungssturm in der deutschen Dominikanermission Tingchow (China-Fukien) im Jahre 1929.

Die Missionskirche von Lankiatu.



Eingeweiht am 8. November 1928:
von den Kommunisten gewaltsam zerstört
im Juli 1929.

In den Händen der Roten

Vom großen Vernichtungssturm in der deutschen Dominikanermission Tingchow (China-Fukien) im Jahre 1929

Von

P. Aimo M. Harm O. P.
Missionar in Shanghang

Mit einem Vorwort und Nachtrag von
P. Pius M. Herf O. P.

2. Auflage
3.—8. Tausend

1930

Vechta in Oldbg.
Albertus-Magnus-Verlag

IMPRIMATUR.

Venlo, am 15. Februar 1930.

P. Cornelius M. Köhler O. P.
Vic. Prov. Teut.

IMPRIMATUR.

Vechta, am 27. Februar 1930.

Meyer,
Bischöfl. Offizial.

Vorwort.

Ein furchtbarer Taifun wütete im vergangenen Jahre in Tonking (Indochina) und verwüstete u. a. 800 Kirchen und Kapellen und zahlreiche andere religiöse und karitative Anstalten der katholischen Mission. Ein spanischer Dominikanerpater, zwei einheimische Priester und 300 Katholiken wurden unter den Trümmern der einstürzenden Häuser begraben. Durch die Katastrophe sind 300 000 Christen in große Not geraten. Harte Prüfungen der Vorsehung!

Auch die Mission der deutschen Dominikaner in Tingchow (China-Fukien) hat einen ähnlichen Sturm erlebt. Freilich anderer Art.

Am Pfingsttage vergangenen Jahres wälzten sich die Fluten der Roten Armee unter ihrem neuen Oberbefehlshaber Tschute zum drittenmal über die Grenzen der genannten Präfektur. Es begannen die Trauertage unserer Mission. Eine Missionsstation nach der anderen fiel in die Hände der räuberischen, kommunistischen Soldaten. Besonders tragisch war der Untergang der blühenden, hoffnungsvollen Station Lankiatu. Die schöne neue Kirche ging restlos in den Flammen auf. Ein ähnliches Schicksal erlitt das Findelkindhaus der Dominikanerinnen zu Wuping, ferner die jungen Stationen des P. Ludwig in Quizu und Engteng. Die Stadt Shanghang wurde belagert und fiel nach etwa drei

Monaten den erbitterten Feinden in die Hände. Mit ihr auch die Missionare und Schwestern. All diese Einzelheiten schildert uns in knapper und doch anschaulicher Form das vorliegende Büchlein. Es hat den Vorzug, daß es von einem Augenzeugen, der einen großen Teil der Ereignisse miterlebte, geschrieben ist. P. Aimo M. Harm O.P., der Verfasser der „Shanghanger Monatsbriefe", ist den Lesern des „Apostels" kein Fremder mehr. Er hat uns ein Büchlein geschenkt, das verdient von vielen gelesen und beherzigt zu werden.

„Ein Licht zur Erleuchtung der Heiden" hat der greise Simeon den Weltheiland genannt. Wie wenig dieses Licht der großen Heidenwelt bisher aufgegangen ist, zeigt Dir, lieber Leser, dieses Büchlein in einer überraschend greifbaren Form. Darum nimm und lies und empfiehl das Schriftchen auch anderen, damit sie mit Dir Apostel und Streiter werden im Kampfe um die Seelen der Heidenwelt. Auch das ist katholische Aktion, so ganz im Sinne des Missionspapstes Pius XI.!

Gott segne Dich!

Vechta i. O., den 3. Februar 1930.

P. Pius M. Herf O.P.
Schriftleiter des „Apostels"

1. Der Auftakt.

Es war am 12. September 1929, morgens 1/2 5 Uhr. Mein Wecker läutete; aber noch war ich nicht aufgestanden, da krachte eine Gewehrsalve durch die Morgenstille. Und dieser ersten Salve antworteten andere auf allen Seiten der Stadt. Die Trompeten bliesen nervös, fiebernd: Sturm.

Also doch! Der Tiger hatte lange die Beute umschlichen, nun hatte er die Pranke erhoben und holte zum Schlage aus. Nur ruhig bleiben! Shanghangs Mauern sind fest, sind krallenbrechend.

Der Tiger, die Geißel des Landes! Immer drohend, immer das Volk in Schrecken haltend, schlägt er doch unerwartet zu. — Tigerart!

Im September 1927 zogen 20 000 Kommunisten unter Folung durch Shanghang dem Süden zu. Die Mission war besetzt, auch das Schwesternhaus. Die Schwestern waren damals nicht in Shanghang. In der Nacht vom 11. zum 12. September mußten P. Vikar Willibrord M. Wolff und Bruder Thaddäus vor der roten Gier in die sogenannten Katakomben flüchten. Am nächsten Morgen verließen die Truppen Mission und Stadt.

Der 12. September, das Fest des Namens Mariä, der Erinnerungstag an den Sieg über die Türken vor Wien. Die Allerseligste Jungfrau, die acies ordinata — wohlgeordnete Schlachtreihe —, wird uns auch heute verteidigen.

Die „Rote Armee" wurde damals bei Swatow geschlagen, flutete zurück, wurde bei Wuping erneut geschlagen und zog sich schließlich in die Provinz Hunan zurück, woher sie gekommen war. Der gefürchtete General Tschute war schon dabei, wenn

auch nicht an führender Stelle. In Swatow hatte er für einige Tage Platzkommandant gespielt.

In Hunan übernahm Tschute den Oberbefehl über die Reste der Armee, reorganisierte sie nach deutschem Muster — er hatte in Berlin vier Jahre Kriegswissenschaft studiert — und machte sie zu einer kleinen, aber schlagfertigen Kampftruppe, der nichts widerstehen konnte. Siegreich behauptete er sich gegen alle Gegner.

Im Anfange des Jahres 1929 zog er wie im Gewittersturm durch Süd-Kiangsi. Viele Missionsstationen wurden vernichtet, Kirchen und Kapellen verbrannt.

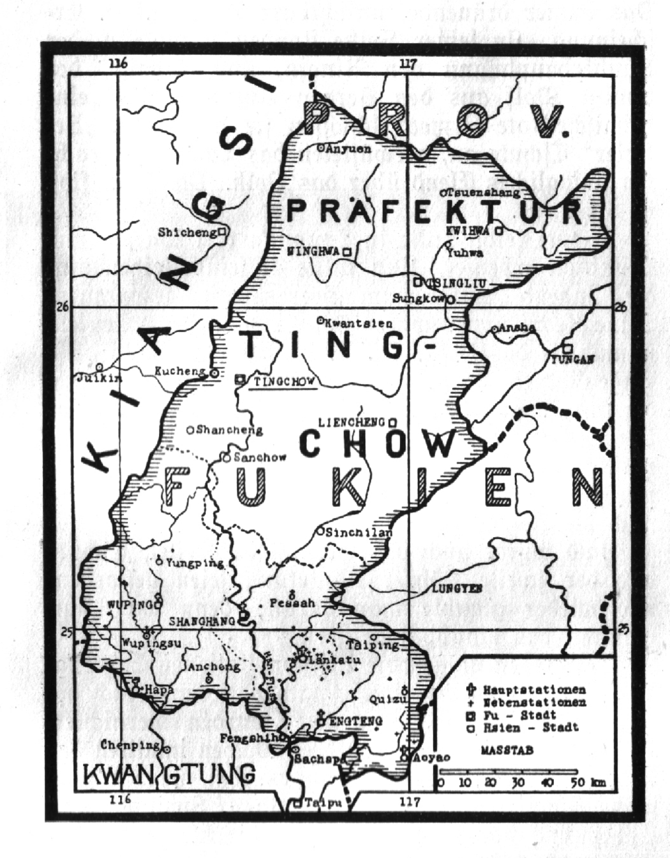
In den ersten Februartagen stand er vor Wuping, wurde aber von den Regierungstruppen nach Kiangsi zurückgedrängt. Im März schlug er den General Ko, der im Kampfe blieb, verwüstete Tingchow und bedrohte Shanghang. Wieder mußte er weichen, um schließlich am Pfingsttage zum drittenmal im Gebiet der Apostolischen Präfektur Tingchow zu erscheinen. Panik ging vor ihm her, und Ruinen ließ er zurück.

Die Regierungstruppen der Provinz Fukien standen in Kwantung im Kampfe mit den rebellischen Generalen. Das Land war ohne jeden Schutz, nur in Shanghang war eine starke Besatzung.

Fast gleichzeitig fielen Lungnan und Engteng in die Hände des Generals. Das Land ging in Flammen auf. Seit langem war es verseucht mit kommunistischen Ideen. Die Räuber, die Tagediebe, viele Arbeiter, viele Bauern, besonders die Pächter, schwuren zur roten Fahne. Im Herbst 1928 schon war die Saat blutig aufgegangen und wurde nur mit Mühe unterdrückt, aber nicht entwurzelt.

Damals wurde die Station Quizu eingeäschert. P. Ludwig entging mit knapper Not dem Tode. Die Station Lankiatu war schwer bedroht.

Jetzt war die Stunde der Finsternis gekommen.



Missionsgebiet der deutschen Dominikaner.

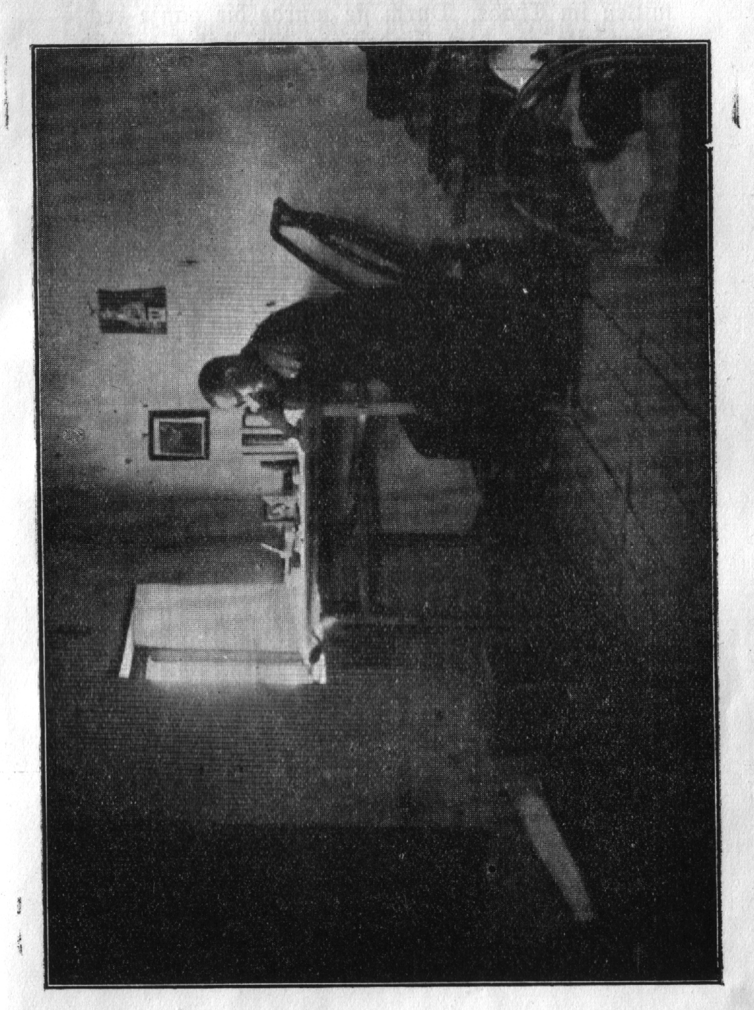
Im Westen **Wuping**, die Residenz des Apostolischen Präfekten P. Egbert M. Pelzer; südlich davon **Hapa** (P. Barnabas); am Han-Fluß **Shanghang** (P. Willibrord und P. Aimo); nordöstlich **Pessah**; südlich davon **Lankiatu** (P. Karl); ganz südlich **Engteng** (P. Ludwig); südöstlich **Aoyao** (P. Valentin).

Das immer dräuende, unsichtbare Heer trat in Erscheinung. An seiner Spitze standen Tsongtesin, der Räuberhauptmann von Kingsa, und Fupatse, der blutige Wolf aus den Bergen Kutians. Als „einheimische Rote Armee" schlossen sie sich ihrem „Befreier" Tschute an, verwüsteten das Land und brachten unsägliches Elend über das Volk. Das Blut floß in Strömen.

Tschute selbst hatte in Lungnan viel Waffen und Munition erbeutet. Nun füllte er seine Reihen auf, die Jugend wurde zum Heeresdienst gezwungen. Seine Kerntruppen waren 3000 Hunanesen, „Teufel" nannte sie das Volk. Die Rekruten wurden in diese eingegliedert. So sammelte er 20 000 Mann um sich, die aus Zwang den Tod nicht fürchteten; für hiesige Verhältnisse eine große Armee. Der Fuchs aber wußte überall das Gerücht zu verbreiten, er verfüge nur über 3000 Mann, und alle glaubten daran, auch die Regierung.

Bald wurde auch das Gerücht verbreitet, Tschute und der zweite Führer Motsetung seien gestorben, und wieder glaubte man daran; denn was man wünscht, das glaubt man gern.

Inzwischen gingen die Missionsstationen Engteng, Lankiatu, Aoyao der Reihe nach verloren. Auch die Nebenstationen und Kapellen wurden vernichtet. P. Ludwig in Engteng war drei Wochen inmitten der Roten versteckt; dann gelang es ihm, über Aoyao nach Amoy zu entweichen. Über Swatow und Tschemping kam er schließlich in die kleine Station Hapa und blieb dort bei P. Barnabas. Lankiatu wurde dem Erdboden gleichgemacht. P. Karl entfloh vor den Roten nach Shanghang, später nach Tschemping, wo er bei den amerikanischen Missionaren gastliche Aufnahme fand. P. Valentin floh zweimal vor der Roten Flut aus Aoyao, das dritte Mal, schon umschlossen, entging er mit Mühe der Gefangenschaft, und kam nach Shanghang, wo er blieb. In Shang-



* * *

P. Ludwig Palz in seinem armen Heim zu Engteng, aus dem er vor der Zerstörung unter höchster Lebensgefahr flüchten mußte.

* * *

hang waren somit drei Priester: P. Vikar Willibrord M. Wolff, P. Valentin M. Schwarz und der Schreiber dieser Zeilen; ferner Br. Thaddäus Nowak und neun Schwestern, zusammen 13 Personen.

Wie ein trutzendes Bollwerk stand die Stadt mitten im Chaos. Durch sie wurde die ganze rechte Stromseite vor dem Eindringen der Roten geschützt, vor allem auch Wuping. Aber immer näher rückten die Roten Linien an die Stadt heran. Handel und Verkehr wurden unterbunden, die Straßen nach und nach abgeschnitten. Noch hatte man keinen Angriff gewagt, aber der Ring war fest geschlossen.

Das Volk schrie um Hilfe, aber die Regierung gab keine Antwort, sie hatte anderes zu tun. Auch von der Mission aus ging über Swatow ein Bericht an die Regierung. Darauf protestierten der Mandarin und der Kommandierende General in der Mission gegen diese Verleumdungen. Die Stadt sei gesichert, es sei nichts zu fürchten.

In Wuping hatte in den ersten Septembertagen eine große Räuberbande, Feinde der Kirche, die militärische Macht an sich gerissen. Und wie es in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, die Shanghanger Division, bedrängt von den Kommunisten, suchte den Frieden und bot den Räubern die Aufnahme in den Heeresverband an. Diese sagten zu. Mehrere Shanghanger Offiziere gingen mit einigen 100 Mann nach Wuping, um zu verhandeln. Bei einem Bankett aber wurden die Offiziere niedergeschossen. Gleichzeitig entwaffnete man die Truppen und schickte sie am andern Tage zurück zur Division.

Nun gelüstete es die Wupinger, Shanghang zu erobern, um die Macht über ganz Tingchow an sich zu reißen. Dem Volke wurden die Sünden der Division vorgerechnet, besonders ihre Feigheit im Kampf gegen die Roten. Sie, die Räuber allein, seien imstande, die Kommunisten zu schlagen und das Land zu befreien. Aber niemand traute den Soldaten von

heute, die gestern Räuber waren. Man wußte nicht recht: vielleicht war ihr Herz rot, und das Ganze nur ein trügerisches Spiel.

Der unselige Zwist der Generale, der China immer wieder zerwühlt und an den Rand des Abgrundes bringt, hier wiederholte er sich im Kleinen. Der Egoismus triumphiert über den Drang zur Gemeinschaft. So groß und gemeinsam den Chinesen der Haß gegen die Fremden ist, so klein ist ihre Liebe zur Volkheit, die die naturhafte Wurzel des Hasses wäre. Dieser ist von Demagogen künstlich gezüchtet, als Mittel zur Erreichung selbstischer, ehrgeiziger Pläne.

Bruderzwist im Angesicht des Feindes. Die Bolschewisten hielten ihre Stunde für gekommen. In der Nacht vom 11. zum 12. September gingen die „Einheimischen" in aller Stille über den Fluß und begannen bei Morgengrauen den Angriff.

Wir feierten zur gewöhnlichen Stunde die hl. Messe, begleitet vom Sturmchoral der Gewehre und Maschinengewehre. Wir fürchteten nichts. Die Stadt hatte schon manche Belagerung überstanden und war noch nie im Sturm genommen worden. An der Südseite strömte der Han unter den Mauern vorbei, und er umspannt die Stadt im Osten und Norden in einem großen Bogen, daß nur wenig Aufmarschgelände übrig bleibt. Nur zum Westen hin ist das Gebiet offen. Längs der Mauern sind große Teiche, so daß es sehr schwer ist, an sie heranzukommen.

Nach dem Frühstück stiegen wir auf das Dach. Von allen Hügeln im Vorgelände wehten rote Fahnen, in den Senkungen zogen, gegen die Mauern gedeckt, Kolonnen. Die Heftigkeit des Feuergefechtes hatte nachgelassen. Drüben blitzte ab und zu eines der schweren Feldgeschütze auf, die aus der Väterzeit stammten, und jeder Schuß wurde auf der Mauer mit großem Hallo quittiert. Mit einem ernsten Sturm schien man nicht mehr zu rechnen. Die Sol-

daten bauten sich hinter den Mauerkronen Hütten aus Bambusmatten, um sich gegen die sengenden Sonnenstrahlen zu schützen.

Der Tag verging und auch die Nacht. Immer wieder weckten uns die Schüsse aus dem Schlummer. Am anderen Morgen erzwang ein Offizier die Erlaubnis zum Ausfall vom General. Er drohte mit dem Austritt aus der Armee. Der Offizier war tüchtig, der General mußte nachgeben. Die Stadtväter versprachen den Soldaten eine Belohnung.

Mein Lehrer, der zu den Stadtvätern gehörte, kam gegen 10 Uhr und berichtete uns über die Verhandlungen. Dann stiegen wir auf das Dach, um dem Schauspiel zuzuschauen.

Ein wolkenloser, blauer Himmel spannte sich über Stadt und Land und die Berge ringsum. Aus der östlichen Vorstadt stieg Rauch auf. Auf den Mauern standen die Schützen. Auf den Hügeln flatterten die roten Fahnen. Menschen sah man dort keine.

Plötzlich krachten im Vorgelände Schüsse. Auf den stillen Höhen wurde es lebendig. Weiße Fahnen und lange Schützenketten bewegen sich die Hänge hinauf. Schon sind sie oben. Die roten Fahnen wanken. Eine grenzenlose Panik in den Linien der Gegner. Nirgends ein Halt mehr.

Überall sieht man davonstürmende Menschenwellen und man kann nicht mehr unterscheiden, was Freund, was Feind, was Verfolger und was Verfolgte.

Die Soldaten auf der Mauer sahen mit Spannung dem Spiele zu, und als die Fahnen zu wanken begannen, kletterten sie auf die Wehren, und ein betäubendes Siegesgeschrei erfüllte die Stadt.

In der Ferne fielen noch einige Schüsse, dann wurde es still.

Gegen Mittag kehrten die Sieger heim. Im Zentrum waren die Soldaten mit Ungestüm vorgegangen und hatten den Feind in den Fluß geworfen. An

200 sollen ertrunken sein, nach Angabe der Kommunisten. Auf dem Ostflügel wurden 60 Gefangene gemacht, die übrigen entkamen mit Fährbooten. Der feindliche Westflügel konnte sich ohne Verluste retten, da die Soldaten, aufgehalten durch Teiche und Reisfelder, zu spät an den Feind kamen.

Wir dankten Gott für die Rettung. Die Stadt aber freute sich des Sieges und begann mit neuem Vertrauen in die Zukunft zu schauen. Auch die schwerste Sorge, daß im Ernstfalle die Stadtbesatzung Verrat üben und zum Feinde übergehen würde, hatte ihre Wirkung verloren. Die Soldaten hatten sich wacker geschlagen. Auch die heimlichen Kommunisten in der Stadt hatten sich nicht gerührt.

Die Gefangenen wurden erschossen. Nun konnte Shanghang essen und trinken und Feste feiern; eine Gefahr gab es nicht mehr. Man begann sich zu rüsten.

Draußen vor dem Osttor war die schöne amerikanische Mennonitenmission niedergebrannt worden. Rauchgeschwärzte Trümmer, das war alles was übrig blieb. Eine Schar armer Leute und Gesindel suchte zu retten, was noch zu retten war, und trug alles nach Hause: Steine, Balken und Nägel. Das chinesische Missionspersonal stand untätig dabei. Durch das erbrochene Tor der Umfassungsmauer trieben die Nachbarn ihre Büffel hinein und weideten den einst so schönen Garten ab.

Der Begriff, daß das Eigentum des Nächsten nicht angetastet werden darf, ist diesem Volke in weitestem Maße abhandengekommen. Das 7. Gebot ist verblaßt, es ist das Kreuz der Missionare. Nur das Ich ist eigentumsberechtigt. Das Eigentumsrecht des andern wird nur geachtet, insoweit er die Macht hat, es zu schützen. Hier ist Muttererde für den negativen Kommunismus, der wühlt und zerstört.

* * *

tribution erhoben worden. Doch die Roten feierten nicht. Tod den Wohlhabenden! Tod ihren süßen Festen! Es lebe der Kommunismus!

In der Vollmondnacht ging Tschute mit seiner Armee über den Strom.

Schon längst war es den Schiffen verboten, den Fluß hinabzugehen. Aber ungezählte Flöße zogen Tag für Tag unter den Mauern vorbei und trieben ungehindert zu Tal. Die Roten fingen sie auf und bauten Brücken daraus, und über die Brücken zog das wilde Heer. Shanghang ahnte nichts, es feierte Feste. —

Am nächsten Morgen, dem 19. September, kam die Kunde davon in die Stadt. Das Gerücht, im Solde der Feinde, erzählte: die rote Armee sei in Lungnan geschlagen worden und ziehe sich in Eilmärschen nach der Provinz Hunan zurück. Auch der Postläufer von Fungsi passierte ungehindert ziehende Kolonnen, die auf schwierigen Nebenwegen westwärts strebten. Sie hatten nicht Zeit, sich mit ihm abzugeben. Gegen Mittag kamen Holzträgerinnen. Auf der Tschempinger Straße waren sie großen Truppenformationen begegnet, die in den Bergen unaufhaltsam auf Wuping zu zogen. In der Stadt begann man mehr für Wuping zu fürchten, als für das feste Shanghang.

Nur etwa 1000 Mann lagen in der Stadt, ein einziges Regiment. Zwei Regimenter waren kurz vorher nach Norden gezogen, wo man einen Übergang des Feindes über den Fluß fürchtete. Gleichzeitig sollten sie die Verbindung herstellen mit den Truppen aus Kiangsi, die von Tingchow her langsam heranrückten. Doch 1000 Mann genügten, um die Stadt zu verteidigen, mit 200 Schützen ist sie schon gegen viele Tausende gehalten worden. Man fürchtete nichts.

Eine Flucht an diesem Tage war gar nicht möglich. Die letzten Straßen nach Tschemping und Wuping waren abgeschnitten. Von uns hätte sich ein einzelner vielleicht retten können, aber nicht 13 Personen, von denen 9 Schwestern waren. Zudem war die Mission voll flüchtiger Christen, die zum Teil von den Roten namentlich gesucht wurden, auf deren Köpfe Preise standen. Auch diese dachten nicht ans Fliehen. Denn wenn Shanghang keine Sicherheit mehr bot, wo sollte man sie suchen.

Der Abend kam mit seinem Mondeszauber. Die Tore blieben bis zur letzten Stunde offen. Viel Volk strömte noch herein, verkappte Kommunisten, aber die Wachen erkannten sie nicht. Ein Friede sondergleichen lag über der Stadt. Doch hier und da mag wohl ein Herz geschlagen haben in banger Sorge.

Auf den Wellen des Han wiegte sich ein Boot. Zwei dunkle Gestalten stiegen ein und die Bootsleute stießen ab. Lautlos glitt die Barke den Fluß hinab, und bald hatte sie die Nacht verschlungen. Es waren der General und der Mandarin, die ihr Leben in Sicherheit brachten, und niemand wußte es.

Auf den Mauern standen die Posten und riefen einander zu. Die Signalpfeifen tönten die ganze Nacht und mischten sich in meine Träume.

Plötzlich — es war $1\frac{1}{2}$ Uhr — schütterte eine Salve durch die Stille der Nacht. Allsogleich umbrauste ein Sturm sondergleichen die Mauern, das Tosen entfesselter Mächte. Zischend, pfeifend gingen die Geschosse über uns dahin, hieben durch die Baumkronen, schlugen ins Dach.

Und aus dem Schlummer heraus streckten sich unsere Hände empor zum Herrn des Himmels und der Erde, zum Vater des Erbarmens und Trostes, die Hände seiner Kinder streckten sich empor und riefen um Erbarmen: „Herr, du schläfst!" Und vielleicht ward auch uns die Antwort: „Warum so furchtsam, ihr Kleingläubigen? Denen, die Gott lieben, gereicht alles zum Guten."

Des Lebens Sinn ist, gleichförmig zu werden dem

Bilde des Sohnes Gottes. Wie kann das geschehen, wenn nicht durch Not und Trübsal? Gott war im Sturm, er schritt über die sich türmenden Wogen, und wir erkannten ihn nicht.

Im Schwesternhause mußten die Insassen den oberen Stock sofort räumen, denn das Haus ragte über die Mauern und lag in der Schußlinie. So manchen Treffer hat es bekommen. Die Kinder schrien, man hatte Not, sie zu beruhigen.

Um 1/2 6 Uhr, zur gewöhnlichen Stunde, schritt ich an den Altar und begann die Frühmesse. Die Flinten sangen den Choral, und die Maschinengewehre schlugen einen wilden Takt dazu. Dazwischen fielen dumpfe Paukenschläge der Geschütze.

Plötzlich setzte das Feuer aus. Wüstes Geschrei auf allen Seiten. Dann war es still — kirchenstill, kein Schuß, kein Laut mehr. Mich durchfuhr der Gedanke: die Stadt ist verloren. —

Pater Vikar kam an den Altar: „Es steht nicht gut um die Stadt", flüsterte er und begann die hl. Kommunion auszuteilen. Wie geängstigte Schäflein kamen die Schwestern und Christen an die Kommunionbank.

Noch war ich nicht bei der Wandlung, da kam die Nachricht, „der Feind ist in der Stadt". Ich brach die Handlung sofort ab. Der Herr war von uns gegangen; nicht der Heiland, wir mußten heute auf den Opferaltar. Dein Wille geschehe!

In wenigen Augenblicken war die Kirche geräumt und die ganze Mission leer. Die Christen und Angestellten der Mission, Lehrer und Diener, waren mit Frauen und Kindern auf Leitern über die Mauer geklettert, um sich in der Nachbarschaft zu verbergen. Niemand wagte bei uns zu bleiben und dem Sturm zu trotzen.

Wir waren allein. Die Schwestern zogen sich in die Infantia zurück und vertauschten ihren weißen Habit mit einem schwarzen. Bruder Thaddäus ver-

schloß die Türen. Mutter Oberin fragte: „Was sollen wir tun, wenn die Roten kommen?" Der Bruder darauf: „Das werden Ihnen die Roten schon sagen, was sie zu tun haben."

Wir Priester zogen uns ebenfalls um, nahmen eine kleine Stärkung, Brot und kalten Tee vom vorigen Tage. Dann warteten wir in Ruhe auf das, was kommen würde.

Keiner dachte an Flucht. Vielleicht wäre es uns Männern noch gelungen, irgendwie zu entweichen, vielleicht auch nicht. Aber für die Schwestern war es ausgeschlossen. Und keiner von uns wollte sich in Sicherheit bringen und die Schwestern allein in der Not zurücklassen.

Wie konnte Shanghang so schnell in die Hände der Feinde fallen?

Noch kurz vor der hl. Messe sagte jemand zu mir: „Es ist unmöglich, daß sie hereinkommen. Wenn die Soldaten nur nicht soviel Munition verschwendeten, denn die Belagerung könnte lange dauern." Dauerte sie länger, so war auf Ersatz zu rechnen, denn im Norden und Süden der Stadt standen weiße Truppen. Später erfuhren wir: hätte die Stadt sich bis 11 Uhr behauptet, wären die Retter zur Stelle gewesen.

Die Flanken der Roten wurden schon in den Morgenstunden geworfen. Da kam die Nachricht vom Fall der Stadt, und die Regierungstruppen zogen sich zurück.

Die „Rote Armee" war einen ganzen Tag gedeckt durch hohe Berge westwärts gezogen, an Shanghang vorbei. Am Abend machte sie kehrt und rückte auf der Wupinger Straße gegen die Stadt heran. Im Schutze der Nacht wurde sie umschlossen. Um 1/2 2 Uhr begann gleichzeitig auf allen Seiten der Kampf.

An der Ostmauer trat der Feind zum Sturm an. Gedeckt durch die Häuser der Vorstadt, brachte er die Sturmleitern an die Mauern heran. Todesmutig kletterte der Sturmtrupp auf ihnen empor. Aber

die Verteidiger waren zur Stelle. Das feindliche Sicherungsfeuer lag heiß über den Mauerkronen. Allein mit ruhiger Sicherheit wurde Mann für Mann von den Leitern geschossen. Über 200 Rote blieben tot am Platze. Mit Leitern waren die Mauern nicht zu nehmen.

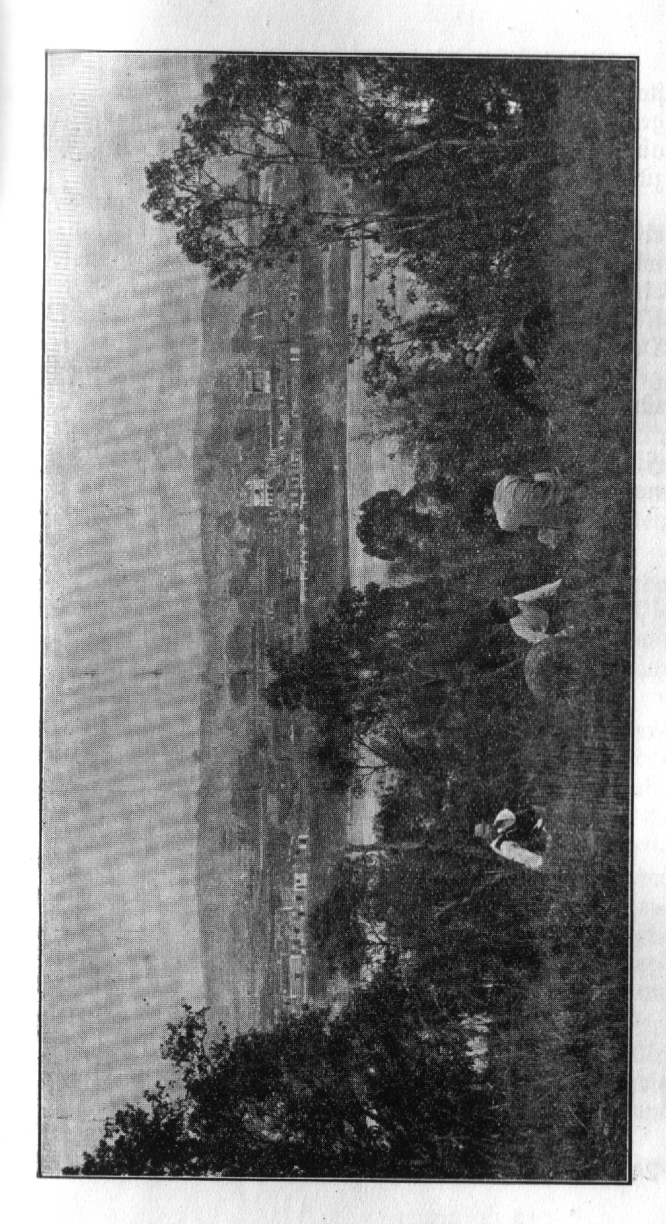
„Die Roten fürchten den Tod nicht", sagt bewundernd das Volk. Ganz natürlich. Hinter den Sturmbataillonen standen andere, die Gewehrläufe auf die Kämpfer gerichtet. Sterben mußten sie, so oder so; sie waren dem Tode geweiht. Von oben nur blinkte ein Hoffnungsstrahl, wenn es noch eine Hoffnung gab. Also hinauf auf die Schanzen!

Das Individuum ist tot, und die Freiheit, der Mut, das Erbarmen. Nur Masse gibt es, Masseninstinkte und zermalmende Massenwirkung.

Den Soldaten auf der Mauer wuchs der Mut. Da öffnete ein Offizier das Osttor. Der Feind brach jauchzend herein, fiel den kämpfenden Truppen in den Rücken und machte sie nieder. Gleichzeitig wurde das Westtor von den eingeschlichenen Roten und ihren Helfern von innen angegriffen, die Verteidiger niedergeschossen und das Tor geöffnet. Das unerstürmbare Shanghang fiel durch Verrat.

Als die Soldaten auf den Mauern merkten, daß der Feind in der Stadt sei, streckten sie die Waffen. Manche versuchten zu entkommen, besonders die Offiziere. Viele von diesen wurden aber in den nächsten Tagen ergriffen und zurückgebracht.

Der Judas fand später seinen Judaslohn. Der Feind dankte ihm nicht, er war ihm gram. Im Kampfe gegen die Kommunisten in den letzten Monaten hatte der feige Offizier sich unerhörte Grausamkeiten zuschulden kommen lassen. Unter anderem hatte er einen Roten, der in seine Hände fiel, an eine Tür kreuzigen lassen. Der Arme hing drei Tage in den Nägeln und wurde dann grausam getötet. Dafür mußte der Verräter sterben.



Blick auf Shanghang von der Flußseite.

Feigheit und Grausamkeit sind Geschwister. Der starke Mann ist schwach dem besiegten Gegner gegenüber. Der Chinese ist von Natur furchtsam, ist aber der Feind wehrlos in seiner Hand, so wird er zur grausamen Bestie.

Er vergißt nicht. Tausende Wohltaten wiegen eine Beleidigung nicht auf. Jahre und Jahrzehnte wird der Haß im Innern verborgen und gehegt wie ein Schatz, bis die Stunde der Rache kommt. Die Machthaber von gestern sind über Nacht gestürzt. Den Ohnmächtigen war unerwartet die Macht zugefallen. Shanghang wird in den nächsten Tagen Orgien des Hasses erleben.

Mit dem Fall der Festung war das ganze rechte Flußufer dem Kommunismus verfallen. Der Weg nach Kwantung war offen....

* * *

3. Gefangene.

Warten lernen, das ist das erste Studium jedes Missionars, der in das Land der Mitte kommt. Die Peripherie der Welt, Europa, ist flüchtig; das Zentrum beharrt in der Ruhe der Jahrtausende, alle Bewegung nähert sich dem Stillstand. Die Mitte dreht sich nur um sich selbst. Der Chinese hat Zeit.

Aber an diesem Morgen brauchten wir nicht lange zu warten — ein Zeichen der neuen Zeit. Gott Mammon thront in der Mitte, und seine Knechte umkreisen ihn in rasender Jagd. Der chinesische Kommunismus aber befindet sich in der äußersten Peripherie.

Schüsse fielen in der Nähe. Schwere Axthiebe sausten auf das verschlossene Tor der Mission. P. Vikar ging hinunter, um zu öffnen. Mehrere Rote mit aufgepflanzten Bajonetten drangen herein und begannen die Mission zu durchsuchen.

Zunächst das Schwesternhaus. Alle Räume wurden durchstöbert. Wolldecken, Schirme, Schwesternmäntel, Uhren, soviel sie nur tragen konnten, nahmen sie mit. Dann ging es in Begleitung des P. Vikars und Br. Thaddäus durch die übrige Mission.

Inzwischen warteten P. Valentin und ich im Missionshaus. Plötzlich wurde an die Tür gehämmert. Ich öffnete sogleich. Ein Soldat mit aufgepflanztem Bajonett stand vor mir, jung und verlegen, zaudernd für einen Augenblick. Dann besann er sich und ging an mir vorbei ins Haus.

Auf dem Tische stand noch Brot und Tee. Wir schmierten sofort eine Schnitte mit Marmelade, gossen Tee ein und nötigten den Kommunisten zum

Essen. Dieser, müde vom nächtlichen Kampf und ausgehungert, ließ es sich gut schmecken.

Das Gewehr im Arm saß er auf dem Stuhl. Derweilen gingen seine Augen ängstlich von einem zum andern und im Zimmer hin und her, von Tür zu Tür. Er fürchtete uns. Dann stand er auf und begann die Haussuchung. Raum für Raum, jeder Schrank und jeder Kasten wurde geöffnet. Eine gute Wolldecke nahm er auf den Rücken.

Inzwischen kam mit zwei weiteren Soldaten P. Vikar ins Haus. Auch diese begannen zu suchen. Besonders fahndeten sie nach Zeitungen neueren Datums, in- und ausländischen, aber sie fanden nichts; denn die Post stockte schon lange. Dafür wanderten Uhren und kleinere Dinge in ihre Taschen.

Nach dieser stillschweigenden Arbeit bedeutete man uns höflich mitzukommen.

„Wohin?"

Darauf keine Antwort. Eine Leibesuntersuchung wurde vorgenommen. Dem P. Vikar, der bei dem Frühamt nicht zugegen war, nahmen sie Uhr, Geld und die hl. Öle ab, die er bei sich trug. Wir beide durften alles behalten. Dem liebenswürdigen P. Valentin übergaben sie auf Bitten auch die hl. Öle.

Wir gingen die Treppe hinab. Die Mission war totenstill. Nur der kleine Franz stand da, ein verkrüppeltes Waisenkind, und weinte bitterlich. P. Vikar sagte ihm, er solle zu den Schwestern gehen, und da er es nicht begriff, nahm er ihn bei der Hand, um ihn hinzuführen. Die Soldaten sahen ihm ungeduldig nach und warteten.

Inzwischen trat Br. Thaddäus aus der Schule. Den mochten sie für P. Vikar halten, und so zogen sie mit uns ab. Br. Thaddäus hatte alle Schlüssel bei sich. Da sagte er zu den Soldaten, es wäre wohl besser, das Haus abzuschließen. Einer ging mit ihm zurück. Und zwei nahmen die anderen in die Mitte und führten uns auf die Hauptstraße.

Die Straße war voll ziehender, gut bewaffneter Truppen von einem Ende bis zum anderen. Nie hat die Stadt so viel Militär gesehen. Das waren also die 3000 Kommunisten, von denen die Sage erzählte. Es ist immer ein Unglück, den Gegner zu unterschätzen. Hier hat es sich bitter gerächt. Die Regierungstruppen wurden Division um Division geschlagen. Aber wer bietet gegen 3000 Mann eine Armee auf? Die Regierungsberichte sprachen immer von den Räubern unter Tschumo. Von der Roten Armee des Generals Tschute schienen sie nichts zu ahnen.

Als die Soldaten uns sahen, ging das Gelächter los und der Hohn. Schritt für Schritt, Reihe um Reihe hagelten die Flüche auf uns nieder. „Schlagt sie tot die ausländischen Spürhunde, die Kapitalisten, die Imperialisten!" Diese Verwünschungen waren von drastischen Gesten begleitet, die über das unser harrende Los mehr sagten, als alle Worte.

Wir hatten nichts dagegen zu setzen als ein geduldiges Lächeln; denn dieses, und ein überlegener Witz allein entwaffnen den Chinesen.

Ein Soldat sprang aus der Reihe und entriß P. Valentin den Schirm. Durch dieses Beispiel verlockt, entriß ein anderer den meinigen, mit der Bemerkung, daß ich ihn nimmer gebrauche.

Mein Schirm war denkbar schlecht, durchlöchert und am Rande zerfetzt. Der Räuber wird nicht viel Freude erlebt haben an dieser europäischen Ware.

Am Straßenrand lagen Soldaten, die Brust durchschossen, die Kleider im Todeskampf aufgerissen. Still und tot lagen sie da, und die Schauer ewiger Wirklichkeiten begannen mich zu umzittern. Wir waren in Gottes Hand. Sein ist unser Leben, und sein wird unser Tod sein; denn um seinetwillen sind wir in diese Drangsal gekommen.

Man brachte uns zur Kommandantur. Auf dem großen Vorplatz, dem sogenannten „öffentlichen Gar-

ten" von Shanghang, war ein Chaos schreiender, sich drängender, durcheinanderwogender Soldatenmassen. Mitten hindurch bahnten sich unsere Führer einen Weg. Wie die Wellen an dem Schiff emporbegehren, so stauten sich die Menschenwogen an uns empor, grinsende Fratzen hefteten sich an uns — einen Augenblick — und versanken hinter uns.

Am Eingang zur Kommandantur stand ein höherer Offizier, als hätte er auf uns gewartet. Er nahm uns in Empfang und führte uns in die geplünderten Zimmer des entflohenen Generals Lu. Wir durften uns auf eine Bank setzen. Der Offizier stand vor uns hinter einem Tisch, den Revolver in der Hand, und begann ein Gespräch.

Jung war er, mit Dingen und Ideen spielend. Gebürtig im hohen Norden, hatte er in einer protestantischen Mission studiert, kannte sehr gut die Lehren des Christentums, war ein fanatischer Anhänger des Kommunismus, sprach englisch und wunderte sich nicht wenig, daß wir es nicht sprachen. Darum nannten wir ihn in Zukunft nur noch den „Engländer". Sein Amt war Geld erpressen, erpressen auf jede Weise. Die Kasse war ihm unterstellt und das Gefängnis, Dinge, die bei den Roten zusammengehören.

Inzwischen wurde Br. Thaddäus hereingebracht. Er war mit dem Soldaten in das Missionshaus zurückgegangen, und dieser spürte wie zuvor alles durch. Er glaubte, der General Lu müßte hier versteckt sein; denn noch wußte man nicht, daß er schon vor dem Sturm entwichen war. Da kam P. Vikar, der den kleinen Franz ins Schwesternhaus gebracht hatte, zurück. Br. Thaddäus hörte ihn kommen und rief hinab:

„Gehen Sie zu den Schwestern und bleiben Sie dort!"

P. Vikar tat es; er war der Meinung gewesen, die Mission sei leer. Wieder wurde in der Nähe geschossen. Der Soldat wurde unruhig, gab die Haussuchung auf und drängte fort. So kam Br. Thaddäus zu uns.

In der Infantia war noch Ruhe. Wir hatten im stillen gehofft, man würde dieses Haus, der Frauen wegen, nicht antasten. Aber die Sitten von gestern sind hin. Bald drang eine wilde Horde Soldaten ein. Als sie der Schwestern ansichtig wurden, riefen sie: „Da gibt es was zu schlachten!"

Sofort stürmten sie durch alle Räume, raubten, was sie Brauchbares fanden. Selbst die Decken sämtlicher Kinderbettchen rissen sie fort. Vier Kindlein lagen sterbend da; auch sie wurden entblößt.

Die Schwestern standen vor dem Haus, die Kinder dabei, alles Waislein unter vier Jahren. Da hieß es plötzlich: „Hinaus, schnell hinaus!"

„Wohin?"

Keine Antwort auf die Frage.

„Was soll aus den Kindern werden?"

„Für die sorgen wir schon," sagten die Roten.

Die Schwestern begriffen nicht gleich, was man von ihnen wolle. Da stieß man sie mit dem Gewehrkolben, und unter wilden Verwünschungen wurden sie vorangetrieben. Die Schwestern glaubten, das letzte Stündlein sei gekommen.

Zwei Mädchen hingen sich an sie:

„Wir wollen mit euch sterben."

„Die Soldaten stießen sie beiseite. Den allein zurückbleibenden Kindern sagte man:

„Die Schwestern werden nun hingerichtet, aber wir werden für euch Sorge tragen."

Da begann ein allgemeines Weinen. Die Soldaten brachten aus der Küche geraubte Leckereien und suchten die Tränen zu stillen.

P. Vikar mit Soldaten voran, die Schwestern hinterher, im Sturmschritt fast, atemlos, getrieben von der Rotte. Vor dem Silingpu, einer Unterbehörde, wurde haltgemacht. Man fragte P. Vikar:

„Wie lange bist du in China und was treibst du hier?"

„Fünfzehn Jahre bin ich hier und verkünde den Glauben an den wahren Gott."

„Dann muß man dir den Kopf abschlagen."

Und weiter ging's ins Gefängnis. Mit den gefangenen Soldaten wurden die Schwestern in einen Raum gepfercht.

Wir drei Zuerstgefangenen, die wir uns mit dem „Engländer" unterhielten, wußten von diesen Vorgängen nichts. Da die Schwestern noch nicht bei uns erschienen waren, glaubten wir, man habe sie in Frieden zu Hause gelassen.

Der „Engländer" ließ uns schließlich allein. Jetzt kamen Soldaten herein, begafften uns und stellten lästige Fragen ohne Ende über Unsinnigkeiten. Besonders waren es unsere Bärte, die ihrem Hirn zu schaffen gaben.

Die Chinesen haben nur einen spärlichen Bartwuchs, und die „Jungchinesen" kratzen sich auch das feinste Fläumchen sorgfältig aus dem Gesicht. Denn Sunwen sagt: „Die stärkere oder schwächere Behaarung des Menschen ist das Zeichen des näheren oder entfernteren Zusammenhanges mit dem Affen. Der Chinese hat die Affennatur zuerst abgelegt, sich Kleider angezogen und durch die Kleider seine Haare vollständig verschlissen. Seine Kultur ist die älteste Affenkultur, und darum die höhere und reinste. Der Europäer aber hat den Zusammenhang mit dem Affen erst spät erkannt und nur unvollkommen zerrissen. Sein Bart ist das Zeichen.

Armes China! Die Sendboten der Wahrheit kommen seit Jahrhunderten zu dir. Du hast sie bis zur Stunde abgewiesen. Dann kamen die Lehrer des Wahnsinns zu dir, du hast ihnen geglaubt. Vom Tiere stammst du nicht, aber zur Bestie werden sie dich machen. —

Für die Haare gibt es Enthaarungsmittel. Wer aber wird China von der europäischen falschen Kultur befreien?

Unter den Soldaten, die uns umstanden, war ein Mann im Turban, einer mit hellen Augen und hellem Haar. Es schienen nicht alles Chinesen. Die Internationale leiht auch dem chinesischen Kommunismus Gesicht und Form.

Auch diese lästigen Besuche nahmen ein Ende. Müde und matt, und im Herzen wund, legte sich Br. Thaddäus auf den Tisch und P. Valentin auf die Bank und versuchten zu schlafen. Indessen schaute ich mich in den angrenzenden Zimmern um.

Auf dem Fußboden war ein Meer von Papier: Schriftstücke, Visitenkarten, Photographien. Dazwischen lagen — wie treibende Wracks — zertrümmerte Möbel und Toilettenartikel. Die Türen waren ausgehoben, die Fenster zertrümmert, die Wände leer, die Tapeten zerfetzt. Nur eine Photographie war noch unversehrt: der General Lu mit seiner Familie.

Ein Grauen überfiel mich vor dieser haarlosen Kultur.

Der General Lu hatte sein Leben feige gerettet. Seine Familie fiel dem Feind anheim: drei Frauen und die Kinder, darunter ein Säugling. Mit einem Koffer voll Toilettenartikel waren sie später bei uns im Gefängnis und warteten auf Errettung. Der Lösepreis war auf 20 000 Dollar festgesetzt.

* * *

4. Tschute.

Die Zeit verstrich langsam, — langsam. Der Freiheit beraubt! Dieser Gedanke begann im Innern zu wühlen und das Hirn zu martern.

Da kam ein Soldat in den besten Mannesjahren, im einfachen Rock, die rote Binde am Arm, gefolgt von einem jungen Menschen in schneidiger Uniform, die Mauserpistole in der Hand.

„Tschute," stellte er sich vor, und begann deutsch mit uns zu sprechen.

Wir befanden uns dem Führer der „Roten Armee", dem gefürchteten General Tschute, gegenüber. Längst totgesagt und totgeglaubt, stand er vor uns als Sieger und blutiger Tyrann, die Gottesgeißel dieses unglücklichen Landes. Nur [illegible] am Morgen gefrühstückt.

Wie ein Bauer in Uniform sah der General aus, nur die Augen waren voll [illegible]. Er trug die Uniform des gewöhnlichen Soldaten ohne jedes Abzeichen. Das Äußere war wenig gepflegt, im Gegensatz zu vielen anderen Offizieren der Armee.

Wenn er aus und ein ging, kam [illegible] fast niemand [illegible] ein schleichender Tiger. Immer hält er sich verborgen, aber sein Geist und Wille sind überall. Fast niemand kann den Ort nennen, wo er sich aufhält. Zuvor noch hatten wir die Soldaten gefragt: „Ist der General in der Stadt?"

„Wir wissen es nicht," war die Antwort.

Wir aber hatten die Ehre, mit ihm zu sprechen.

Der General setzte sich zu uns auf die Bank, schlug die Knie übereinander, rauchte eine Zigarette

[illegible] und plauderte, wie man mit Freunden [illegible].

[illegible] erzählte uns von seinem Aufenthalt in Ber-
[illegible] Jahre Militärwissenschaft studiert
[illegible] er hat sie gründlich studiert. Wir wußten
[illegible] Näheres über den Fall der Stadt. Auf
[illegible] wie er sie so schnell einnehmen konnte.
[illegible] daß er in drei Tagen mit der ganzen Armee
[illegible] Gepäck, ganz im Dunkel des Geheim-
[illegible] von dem weit entfernten Lungnan gekommen
[illegible] über den Strom gegangen sei, die Stadt betrogen
[illegible] genommen habe.

[illegible] überrasche, schlage zu, siege im ersten An-
[illegible] oder ich verzichte auf den Sieg."
[illegible] zeitfressende Stellungskämpfe läßt der Tiger
nicht ein.

[illegible] er so erzählte, vergaß ich den Fuchs in seinen
[illegible] und den schleichenden Tiger, und ich schmei-
[illegible] und bewunderte seine Taktik und seine
[illegible], wie man es wohl bei Freunden tut.
[illegible] Deutsch war gebrochen, zerhackt, hier und da
[illegible] lange nach Worten, und ich sagte ihm, daß
[illegible] deutsch spreche.

[illegible] konnte für den Augenblick nicht mehr [illegible]
[illegible] seine Worte süß und sein Inneres [illegible]
[illegible] feine, äußere chinesische Höflichkeit [illegible]
[illegible] oft, mein Herz, und ich begann zu hoffen
[illegible] sprachen von Deutschland. „Deutschland ist
[illegible]
[illegible] wie China. [illegible] in Deutschland sind
[illegible]" — Viele Schlagworte waren ihm
[illegible] nicht lange nach ihnen zu
[illegible] in Deutschland sind viele Kapitalisten,
[illegible] arme Volk aussaugen."
[illegible] land ist das Land seiner Liebe. „Die Arbeiter
[illegible] liegen mir sehr am Herzen, für sie ein-
[illegible] ist meines Lebens Sinn. Dazu brauche
[illegible] Geld, viel Geld —"

Wir dachten den Satz selber zu Ende, wie wir es auch sollten: „ ... und dieses Geld müßt ihr mir geben, denn in Deutschland sind viele Kapitalisten."

Als er seinen Satz so langsam und besinnlich sprach, war es, als kniete er vor seinem Gott. „Geld, viel Geld ...". Aber das „Dazu" paßte nicht. Der Mantel war zu durchsichtig und konnte seine Blöße nicht bedecken. „Ich" brauche Geld." Die Arbeiter und Bauern haben von all den erhobenen Kontributionen nicht einen Pfennig erhalten. Sie waren arm, und werden unter dem Kommunismus noch ärmer sein.

„In Deutschland sind viele Kapitalisten, und ihr Missionare seid aus Deutschland. Also seid ihr Kapitalisten" ... östlicher Illogismus.

Wir bemerkten, daß auch wir nur nach China gekommen seien, dem armen Volke zu helfen, es zu lehren und ihm Gutes zu tun. Darauf erwiderte er: „Es ist richtig: Ihr habt die Theorie, das [illegible] ... ich habe die Praxis."

[illegible] ... und [illegible] ... Ihr [illegible] seine Praxis [illegible] und die [illegible] ... ich hatte nicht den Mut [illegible] ... Scham stieg in [illegible] ... ich zu streiten, aber nicht mit Waffen.

Zum Schluß sagte der General: [illegible] ... In [illegible] ... Wir [illegible] bleiben, aber [illegible] in der Station wohnen lassen. Der General [illegible] ... dann gab er es zu. Daraufhin [illegible] durch diese [illegible] baten wir, er solle auch uns in die Mission [illegible] lassen. Dort [illegible] wir bleiben, als [illegible] wenn er [illegible] ... er gab nicht weiter nach.

„Das kann ich nicht, es würde Aufsehen erregen."

[illegible] sich verbeugend verschwand er in der Tür, [illegible] von seinem Trabanten.

„Das kann ich nicht, es würde Aufsehen erregen." [illegible] konnte seine Entscheidungen nicht treffen, wie er wollte. Er mußte horchen auf die Leidenschaft der Masse. Die aufgewühlte Leidenschaft des [illegible] und des Abschaums der Menschen war sein [illegible]. Ihm mußte er sich beugen, auch wenn [illegible] Inneres widersprach.

Im Soldatenrat stand über ihm, an seiner Spitze [illegible]. Die Macht des letzteren war groß, so [illegible] immer nur von der Roten Armee unter [illegible]. Alle Schriftstücke waren von beiden [illegible] unterzeichnet.

Im Soldatenrat trat der Arbeiter- und Bauern[illegible] Seite. Diese Räte aber wollten Blut und [illegible] sehen, wollten verhaßte Feinde zertreten. General [illegible] war nur ausführendes Organ [illegible] immer mehr, je mehr der Kommunis[illegible] an einem Orte festsetzte und die Massen [illegible].

Immer und immer wieder appellierte Tschute an [illegible] den Kommunismus nicht [illegible] ... der Masse der [illegible] ... als er [illegible] ... [illegible] des [illegible]

[illegible] ... den Räubern von [illegible] das Feld vor ihnen räumt. [illegible] des eroberten Gebietes kann [illegible] durchsetzen. Er ist die Macht, [illegible] beim Aufbau versagen seine [illegible] zieht er zurück, und ein betrogenes

Später wurde ich gefragt: „Ist der General Tschute aufrichtig? Ist es ihm ernst mit dem Kommunismus?"

Ich weiß es nicht. Der Chinese ist Meister in der Verstellung. Die letzten Triebfedern seines Handelns erkennt man nie, und man kann fast immer annehmen, daß etwas anderes ihn treibt, nicht das, was er vorgibt, selbst bei der Bekehrung zum Glauben. Daher all die bitteren Enttäuschungen des Missionars.

Mir schien es, als ob der Ehrgeiz den General treibe, der Hunger nach Macht. Dieser, so kam es mir vor, umzitterte all seine Worte, vielleicht aber nur, weil ich mit dieser vorgefaßten Meinung ihm gegenübertrat.

Der Kommunismus ist nur ein Mittel, seine ehrgeizigen Pläne zu verwirklichen. Der Herr Chinas zu werden, oder wenigstens einer unter den vielen, die einander bekriegen und fressen. Und wenn er einmal zur Macht gelangt, vielleicht verfolgt er dann, was er jetzt anbetet.

Denn der Kommunismus bedeutet letzlich den Tod des Individuums und aller individuellen Größe. Die Teile der Masse sind gleichwertig. Jedes individuelle Hervortreten ist schließlich ein Verbrechen gegen die Idee, oder besser Ideenlosigkeit des Kommunismus. Gesinnungswechsel aber ist in China so leicht, weil eben das, was in Erscheinung tritt, selten der inneren Gesinnung entspricht. Kleider wechselt man alle Tage.

Es ging auf Mittag zu. Der „Engländer" kam, fragte, ob wir zu den anderen wollten. Ich glaubte nichts anderes, als daß wir in die Mission zurückkehren dürften, und sagte erfreut und dankbar: „Ja!" Da gab er uns eine Schachtel Gebäck und führte uns hinaus. Wir gingen aber nicht weit. Seitwärts stand ein Schuppen. Eine starke rote Wache stand davor. Aus der Tür reichten viele

gefangene Soldaten ihre Reisnäpfe, um das Mittagessen in Empfang zu nehmen.

Dort hinein schickte uns der „Engländer" und verschwand. Die Wachen schoben uns voran. Wir zwängten uns hindurch. Der Raum war nicht groß, aber vollgepfropft mit Soldaten, eine mitgefangene Soldatendirne unter ihnen — und in einer Ecke — der Schrecken fuhr uns in die Glieder — wie geängstigte Vöglein unsere Schwestern und P. Vikar. —

Wußte der General nichts von der Gefangennahme der Schwestern? Konnte er Wort halten? Sofort ließen wir den „Engländer" rufen und sagten ihm, was der General uns versprochen hatte. Er ging sogleich zu ihm. Nach einer Weile kam er zurück. Die Schwestern durften nach Hause gehen.

Wieder schickten wir den „Engländer" zum General; denn er hatte uns versprochen, auch ein Missionar dürfe in der Mission bleiben. Schließlich kam er mit einem gesiegelten Ausweis zurück, und auch P. Vikar durfte uns verlassen.

Wir waren voll Freude, daß die Schwestern erlöst waren und dankten Gott, der alles so gefügt. Man brachte uns Reis, und wir aßen und waren guter Dinge.

Die Schwestern erreichten, in Begleitung von drei Buben, die bei der Gefangennahme gefolgt waren und gewartet hatten, unbehelligt die Mission, empfangen vom Jubel der Kinder. Aber welch eine Veränderung! Das Missionshaus geplündert, die Kirche geplündert, das Schwesternhaus geplündert! Der Greuel der Verwüstung!

Der General hatte seinen Soldaten die Erlaubnis gegeben, das Eigentum der Ausländer zu plündern. Der Sold stand aus, ihre Habgier mußte irgendwie befriedigt werden. In wenigen Stunden war die Arbeit getan, und mehr als getan. Der Zerstörungswahn hatte Triumphe gefeiert. Was der einzelne

nicht brauchen konnte, das mußte er vernichten. M u ß t e, wie ein Zwang liegt es auf dem Chinesen.

Warum hatte Tschute das Besitztum der Ausländer nicht beschlagnahmt, um es für das Gemeinwohl zu gebrauchen? Aber es gibt kein Gemeinwohl mehr, wo die Leidenschaften wüten. Begriffe lassen sich praktisch nicht auf die Spitze treiben; sie schlagen ins Gegenteil um. Der Kommunismus wird notwendig zum krassesten Egoismus. Dafür sorgt der durch die Sünde verderbte Selbsterhaltungstrieb des Menschen. Die Geister, die er rief, wird er nicht mehr los. Der Kommunismus wird sich austoben in der Vernichtung der Gemeinschaft. Es bedeutet den Kampf aller gegen alle.

Ein Schriftsteller sagt: „Für den Chinesen ist der Vernichtungstrieb die zweite Natur. Sich selbst überlassen, weiß er nur zu zerstören. Nur unter der Herrschaft Fremder hat er und wird er Werte schaffen." Das ist ein hartes Urteil, aber für den chinesischen Kommunismus trifft es zu.

* * *

5. Im Rate der Bösen.

Nach dem Weggang der Schwestern wurden die „ausländischen Teufel" bald aus dem Soldatenraum herausgerufen. Man führte uns in ein Büro. Dort bot man uns Tee und einen Stuhl zum Sitzen an. Dann wurde unsern Führern, die vor Waffen strotzten, ein Schein ausgehändigt, und weiter ging es in ein anderes Büro. Wieder bot man uns Tee und einen Stuhl an. Mit einem neuen Schein wurde die Reise fortgesetzt in ein drittes Büro. Auch hier die gleiche Höflichkeit und einen dritten Schein. Dann aber gelangten wir in einen engen fensterlosen Raum, wo man uns keinen Tee mehr anbot, wo man uns nicht mehr zum Sitzen einlud. Zwei Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett verwehrten uns den Ausgang für immer. Wir waren im Gefängnis.

Die Wache sah den letzten Schein ein und lachte höhnisch: „Fremde Teufel, euch geht's an den Kragen!" Dann machten sie auf ihrer Gefangenenliste zwei neue Punkte. Unsere Namen brauchten sie nicht. Zwei Teufel derselben Art, derer ein und dasselbe Los harrte. —

In dem Raum war ein einziges Bett und ein Tisch, vor dem ein Schemel stand. Auf diesem saßen zwei gefangene Bürger, den Kopf in die Hände gestützt. Traurig sahen sie uns an. Auf dem Bett saßen zwei Offiziere, aneinander gebunden; einer war der Verräter der Stadt.

Die beiden Bürger hatten das Unglück, den gleichen Familiennamen mit dem entwischten General Lu zu haben. Man ergriff die Ärmsten und lieferte sie ein. Bald stellte sich heraus, daß sie mit dem Ge-

neral nicht identisch seien. Aber damit waren sie nicht frei. Sie sollten noch 500 Dollar, etwa 1000 Mark Lösegeld zahlen.

An diesem Tage kamen noch mehrere Lu zu uns. Denn in China soll es nur 100 Familiennamen geben. Auch viele andere wurden auf irgendeinem Verdacht hin, der sich bald als falsch herausstellte, von den Spionen und Bütteln ergriffen. Aber niemand verließ den Kerker ohne Lösegeld. Wehe ihnen, wenn sie arm waren, und nicht zahlen konnten; ihr Leben war verwirkt.

Immer mehr Gefangene wurden hereingebracht, ungefesselt, gefesselt, zu zweien aneinandergebunden. Die rote Maschine war in Shanghang installiert worden und arbeitete mit gewohnter Pünktlichkeit. Sie hatte sich an vielen Orten schon bewährt und wird hier noch mehr leisten. In wenigen Tagen wird sie viele Säcke Geld produzieren.

An die Türen der Häuser, in denen man Geld vermutete, wurde ein Zettel angeheftet: Innerhalb zweier Tage sind soundsoviel Dollar an die Rote Armee zu zahlen, widrigenfalls wird der Besitzer oder irgendein Familienmitglied, dessen man habhaft werden kann, erschossen.

Die Reichen Shanghangs bezahlten sofort und waren frei. Die Armen, die die Summen nicht aufbringen konnten, die aber im Rufe standen reich zu sein, oder von Feinden als reich verschrien wurden, wanderten ins Gefängnis, Männer, Greise, Frauen mit Säuglingen, Matronen, die kaum mehr gehen konnten, Kinder, Knaben und Mädchen, wie man ihrer habhaft werden konnte. Waren alle entflohen, so wurde das Haus in Brand gesteckt. Dabei geschah es, daß das angrenzende Gebäude, das Haus eines Armen, mitverbrannte. Ersatz gab es nicht. Das sind eben Opfer, die man im Dienst der gemeinsamen Sache bringen mußte.

Entschlossen sich die Gefangenen am nächsten

Tage nicht zur Zahlung, so wurden sie auf den Boden gelegt, von Schergen festgehalten und mit einer Bambuslatte grausam bearbeitet. Das Geschrei der Opfer gellt mir noch heute in den Ohren.

Verhalf diese Züchtigung nicht, den Geldstrumpf zu finden, so wurden sie ohne Gnade erschossen. Abgesehen von den ersten Tagen wurden jeden Nachmittag solche Unglückliche zu Tode geführt. In späteren Tagen wurden die Opfer listenweise aus unserer Mitte aufgerufen. Weinen und Wehklagen erfüllte den Kerker. In den drei Wochen, die wir in den Händen der Roten waren, wurden über 300 Shanghanger Bürger umgebracht.

Soviel zur Methode. In unserem Raum wurde es bald unheimlich eng. Wir waren alle in Schweiß gebadet. So mußte das Quartier gewechselt werden.

Wir wurden in den Baderaum des Mandarinats gebracht. In einer Ecke war eine Grube für das fließende Wasser; Kehricht, Stroh und zerbrochene Gegenstände hatte man hingefegt, ein hölzerner Rost lag darüber; es roch übel. Dieses Plätzchen konnten wir für uns ergattern, und wir waren froh eines zu haben, wo wir wenigstens kauern konnten. Strohhalme zog Bruder Thaddäus noch aus dem Loch, und unser Lager war fertig.

Der Schweiß troff uns von allen Gliedern. Von nirgendher kam ein frisches Lüftchen. Die Fenster wurden zerbrochen, aber es half nichts. Der Posten an der Tür duldete nicht, daß wir uns erhoben.

Schließlich wurde es Abend. Eine elektrische Lampe erhellte dürftig den Raum, der so viel menschliches Elend barg. Man brachte uns zu essen, Reis, ein scharfes Gemüse und Tee. Dann begann die Nacht. Die Beine konnten wir nicht ausstrecken, der Raum war zu eng für die vielen Menschen. Hier und da kam es zum Streit um ein Ruheplätzchen. An Schlafen war nicht zu denken.

Die Mitgefangenen des ersten Tages waren meist

Offiziere und Soldaten. Diesen war es freigestellt worden, in die Rote Armee einzutreten. Die meisten folgten dem Rufe. Nur wenige brachten die Charakterstärke auf, nein zu sagen. Sie wanderten ins Gefängnis und sollten nicht eher frei werden, bis sie 500 Dollar bezahlt hätten. Ein Soldat und 500 Dollar! Die meisten hatten ihre Angehörigen in weiter Ferne. Und verdüstert sahen viele in die Zukunft; denn wer nicht zahlt, muß sterben.

Der Morgen kam. In Rom trat das Generalkapitel zusammen zur Wahl des neuen Ordensgenerals. Wir gedachten seiner vor Gott.

Inzwischen warteten wir auf irgendeine Nachricht von der Heeresleitung, die uns Aufschluß gab, was aus uns werden sollte. Vergebens. Gegen Mittag schrieben wir einen Brief an den General und baten um eine Unterredung. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten:

„Meine Herren!

Sofort geben sie uns 50 000 Dollar.*

Hochachtungsvoll
General der Roten Armee
Tschute."

Weiter nichts. Die Antwort war mit dem Pinsel geschrieben. Wir wußten, woran wir waren. Die Maschine mußte Geld fabrizieren, wir waren der Rohstoff. Lange überlegten wir, was zu tun sei. Dann schrieben wir zurück: „Eben darüber wollen wir mit dem General sprechen."

Nach einiger Zeit wurden wir von Soldaten aus dem Gefängnis geholt. Im Saal des Mandarinats war große Versammlung: roter Kongreß; denn es handelte sich um 50 000 Dollar. Auch handelte es sich um Ausländer, die mit gewöhnlichen Mitteln nicht zu beeindrucken waren.

* Es handelt sich um mex. Dollar, deren Wert etwa 2,— Mark beträgt.

Auf einem Sessel saß der General, neben ihm ein hoher, schlanker Offizier mit ovalem Gesicht und regelmäßigen Zügen, so gar nicht chinesisch. Es war Generaloberst Liu Ankon. Hinter diesen im Halbkreis standen viele Offiziere. Zu beiden Seiten Soldaten mit Mauserpistolen. Den übrigen Raum erfüllte Militär, auch Weiber in roter Uniform waren darunter.

Wir traten in den Kreis. Der General wies schweigend mit der Hand auf drei Schemel, die einige Meter entfernt vor ihm standen. Wir setzten uns. Ringsum postierten sich Soldaten, die Gewehre auf Tische gelegt, die Mündungen auf uns gerichtet. Das Ganze wirkte so furchtbar komisch, daß wir lächeln mußten.

Der General straffte sich empor:

„Was wünschen Sie von mir?"

„Herr General, Sie verlangen von uns 50 000 Dollar. Es ist uns unmöglich, dieses Geld zu bezahlen. So viel besitzen wir nicht."

Die Generale schauten einander an.

„In der Stadt haben wir überhaupt kein Geld mehr. Die 1000 Dollar, die wir hatten, sind uns von ihren Soldaten genommen worden."

Wieder schauten die Generale sich an.

„Auch alles andere hat man uns genommen. Was wir besitzen, tragen wir an unserem Leibe."

„So müssen Sie Geld leihen!"

Generaloberst Liu Ankon hatte gesprochen. Sein Deutsch war fließend, der Ton schneidig, er hatte nichts von chinesischer Höflichkeit an sich. Er führte die Verhandlung.

„In der Stadt können wir jetzt kein Geld leihen, denn die Reichen brauchen es selbst in dieser Zeit."

„Sie haben doch Freunde. Diese werden für Sie zahlen."

„Unsere Freunde haben uns verlassen. Zudem sind wir Freunde der Armen."

„So schreiben Sie einen Brief nach Deutschland und lassen Sie das Geld kommen."

„Das würde sehr lange dauern."

„Das macht nichts," sagte seelenruhig General Tschute. „Sie bleiben bei uns und ziehen mit uns, wo immer wir hinziehen, bis das Geld kommt. Wir haben Zeit, wir können warten."

„Wie sollen wir so viel Geld in das Innere Chinas schaffen?"

„Mit der Post."

„Die Post ist unterbunden."

„Wie haben Sie denn das Geld bisher erhalten?"

Wie wir unser Geld überweisen, möchten die Räuber gerne wissen. Begreiflich, dann gibt es eine Schraube ohne Ende.

„Es war eben in der letzten Zeit für uns fast unmöglich, etwas Geld herauf zu bekommen. Jetzt ist es ganz unmöglich."

„So kann einer der Herren nach Swatow hinunter gehen und das Geld holen."

„In Swatow haben wir kein Geld."

„So können Sie es kommen lassen."

„Aber wie?"

„Telegraphisch."

„Es ist unmöglich, in Deutschland so viel Geld zu erhalten."

„In Deutschland sind viele Kapitalisten. Die werden für euch zahlen."

Ich mußte lachen.

„Herr General, Sie wissen sehr gut, daß ein Kapitalist für uns kein Geld hat. Denn wer Geld besitzt, ist im allgemeinen geizig. Deshalb kämpfen Sie ja."

„Wenn Sie in Europa kein Geld bekommen können, wie können Sie hier so große Häuser bauen, Schulen und Waisenhäuser unterhalten?"

„Es sind die armen Leute, die uns ihr sauer erarbeitetes Geld zur Verfügung stellen, damit wir

hier Gutes tun können. Und das Geld kommt nach und nach. So große Summen stehen uns nie zur Verfügung."

Da mischte sich General Tschute ein:

„Sie sind so viele. Teilen Sie die Summe unter sich; dann ist es nicht mehr viel für den einzelnen."

Wir sind so viele, 13 Personen — leider. Wenn wir nicht so viele wären, würden wir nicht feilschen, sondern wie andere trotzen.

„Wir einzelne besitzen kein Geld."

„Ihre Familien werden das Geld gern geben."

„Herr General," sagte ich, „mein Vater ist Arbeiter. Mit seiner Hände Arbeit verdient er sein täglich Brot, und er hat sich das Geld am Munde abgespart, damit ich studieren konnte. Und meine Mutter hat oft bittere Tränen geweint, weil es bei aller Sparsamkeit nicht langen wollte. — Die Arbeiter aber liegen Ihnen so sehr am Herzen."

„Mein Vater war Tischler, und er lebt nicht mehr," sagte Br. Thaddäus.

„Das glaube ich nicht!" begehrte Generaloberst Liu Ankon auf, und seine schlanke Gestalt reckte sich empor, seine Augen höhnten.

Dann sprachen die beiden Offiziere in einer uns unverständlichen Sprache miteinander. Uns wurde klar, daß dieser Generaloberst kein Chinese ist. Nie wird ein Chinese ein solches Wort einem andern ins Gesicht schleudern. Es mochte ein Russe sein.

Wir begriffen auch, daß wir auf diese Weise keinen Schritt weiter kamen. Uns lag viel daran, einmal in die Mission zu gehen. Denn wir hatten nichts, als was wir am Leibe trugen. Selbst den Rosenkranz mußten wir einander leihen. Wir brauchten etwas Wäsche; das andauernde Schwitzen wurde nach und nach unerträglich. Wir saßen und lagen im Schmutz und hatten keine Gelegenheit, uns zu waschen. Zudem hatten wir keinerlei Nachricht

von den andern und fürchteten, daß auch sie irgendwo gefangen saßen.

„Herr General, dürften wir Sie fragen, wo die andern sind?"

„Sie sind in ihrem Hause."

„Herr General, wir gehören einer Gesellschaft, einem Orden an. Wir einzelne besitzen kein Geld. Nur der Orden besitzt solches, nur der Orden kann darüber verfügen. Wir allein können Ihnen kein Geld versprechen."

„Ach, dann sind Sie wohl auch Kommunisten!" höhnte Liu Ankon.

„Das sind wir auch," gab P. Valentin zurück, „und zwar sind wir die wahren Kommunisten."

Der Generaloberst grinste, und ringsum begann man zu lachen, obwohl man nichts von der Unterredung verstand. Aber der Generaloberst grinste, da mußte ein Grund sein zum Lachen.

„Weil es in der Tat so ist, müßten wir Gelegenheit haben, uns mit den andern zu besprechen. Wir bitten Sie, lassen Sie uns für einige Stunden in die Mission gehen."

Den Rätegewaltigen leuchtete dieser Grund ein.

„Wir wollen den Herrn und die Frauen hierherbringen lassen."

Da bekamen wir einen Schrecken.

„Herr General, die Schwestern noch einmal über die Straße führen geht nicht. Dann müssen wir darauf verzichten, und Sie auf das Geld."

Die Generale verhandelten miteinander. Der Geldteufel kicherte in ihren Herzen und lachte aus den Augen. Geld, Geld — Leib und Seele für Geld — 50 000 Dollar!

„Wir gestatten, daß Sie für zwei Stunden zu den andern gehen."

Mutig gemacht durch diese Zusage und weil der Geldteufel unser Verbündeter war, machten wir noch einen Versuch.

„Wäre es nicht möglich, daß auch wir in der Mission blieben und dort wohnten?"

„Das geht nicht."

„Ich fürchte, daß wir hier im Gefängnis krank werden."

„Daran werden Sie sich mit der Zeit gewöhnen," sagte lächelnd General Tschute, und damit stand er auf.

Die Trabanten schlossen den Kreis um die Tyrannen und schritten mit ihnen hinaus. Uns führte man ins Gefängnis zurück.

„Daran werden Sie sich mit der Zeit gewöhnen." — Gewöhnen an diesen Schmutz, diese Enge, diese Hitze, an diese leidgequälten, traurigen und blasierten Gesichter, an die Henkermienen vieler Soldaten. Mir graute. „Wir haben Zeit, wir können warten!" hatte der General gesagt. Gott schritt über die sich türmenden Wogen, und ich erkannte ihn nicht.

50 000 Dollar! Das Geld der armen Leute dem Teufel in den Rachen werfen, seine Macht zu verstärken zum Ruine des Volkes, der Gedanke war noch härter. Wir flehten zu Gott um Erleuchtung. —

* * *

6. In der Mission.

Nach einiger Zeit wurden wir hinausgeführt ins Freie. Die Sonne stand am wolkenlosen Himmel. Die reine Luft umkoste uns. Mir schwindelte.

Acht Mann unter Gewehr und ein Führer standen bereit. Sie nahmen uns in die Mitte, und fort ging es durch die Hauptstraße zur Mission. Die Straße wimmelte von Soldaten. Sie lachten, sie höhnten. Die meisten Geschäfte waren geschlossen. Vor den Häusern der Armen saßen Frauen und Kinder. Sie sahen uns so mitleidig, so traurig an. Niemand aus dem Volke schimpfte uns; das Volk war uns gut. Eine große Zahl Heiden und Christen hatten an diesem Tage den General kniefällig um Schonung für uns und unser Besitztum angefleht.

Wir durchschritten die Mission. Das Missionshaus geplündert, eine Kaserne. Die Kirche entweiht, ein Soldatenlager, innen und außen verschmiert mit Flüchen gegen die Feinde der kommunistischen Freiheit. Auf dem großen, schönen Harmonium dudelte ein Soldat, die Glocke läutete. Die Statue des hl. Joseph über dem Eingang zur Infantia war durch einen Steinwurf enthauptet worden. Der einst so schöne Garten vor dem Schwesternhaus war verwüstet, voll von zerbrochenen Gegenständen, Papier und zerrissenen Stoffen, und Unrat. Das Haus war voll Unordnung und Soldaten.

In den Räumen der Kinder fanden wir P. Vikar und die Schwestern, ein trauriges Wiedersehen.

Den Schwestern wurden bei der Rückkehr die Räume der Kinder zugestanden. Auch die Küche wurde ihnen auf Bitten eingeräumt. Das übrige Haus blieb von den Soldaten besetzt. Mit Not

konnten die Schwestern noch einiges, was sie notwendig zum Leben gebrauchten, retten. Sie mußten auf dem Boden schlafen, bei Tisch auf Schubladen und anderen Dingen sitzen. Die Armut war groß.

Auf der Schneiderei ging die Nähmaschine den ganzen Tag. Die Meßgewänder und andere Kleider wurden zerschnitten und zu Schuhen und anderem verarbeitet. Die Stolen gebrauchte man als Gürtel. Aus roten Gewändern machte man Armbinden. Was man nicht brauchen konnte, wurde zerfetzt und in den Schmutz geworfen.

Die Räuber verstanden sich aufs Schatzgraben. Die Verstecke, in denen wir einiges vergraben hatten, wurden gefunden. Selbst das Reservoir für schmutziges Wasser schöpften sie aus; denn es konnte etwas auf dem Grunde verborgen sein.

Selbst die Totenkammer wurde durchwühlt. Die Leichen von zwei verstorbenen Kindern wurden kurzerhand unter das Gerümpel auf die Erde geworfen. Dort wurden sie am Morgen von den Schwestern gefunden.

So wenig Menschlichkeit erschreckte die Schwestern. Die erste Sorge war es darum, die Kinder in Sicherheit zu bringen. Denn man wußte nicht, was der kommende Tag brachte. Heimlich wurden christliche Frauen bestellt, die die Kinder unauffällig mit sich nahmen. Das Herz tat den Schwestern weh, die Kinder in die heidnische Umwelt zu schicken.

Nur einige schwerkranke Kinder blieben zurück, weil sie niemand annehmen wollte. Dafür nahm sie Gott in den nächsten Tagen in seinen Himmel auf. Außerdem waren noch die alten Frauen und eine Blinde da.

Wir setzten uns mit P. Vikar zusammen, erzählten und überlegten. An der Tür des Zimmers hockten die Soldaten. Ein paar brave Seelen, die sich nicht fürchteten, kamen uns zu begrüßen.

Wir überlegten wohl, was zu tun war. Wenn

nur einer oder zwei oder drei gefangen würden, wir würden trotzen und nicht bezahlen. Jeder war sich bewußt, daß er für sich allein keinen Pfennig gäbe. Aber wir waren 13 Personen, über die Hälfte des Missionspersonals. Zudem wußten wir nicht, wie es um Wuping stand. Gerüchte sagten, daß die Stadt bereits in den Händen des Feindes sei. Ist es dem Apostolischen Präfekten gelungen, sich und die andern rechtzeitig in Sicherheit zu bringen? Das war eine bange Frage. Über alle Operationen an anderen Orten breiteten die Roten den Schleier des Geheimnisses.

Bezahlten wir nicht, so waren wir schließlich des Todes, wenn Gott kein Wunder wirkte. Denn wir kannten die rote Praxis seit Monaten. Entfliehen konnten wir nicht, wie andere. Wir waren zu viele, und das rote Herrschaftsgebiet weit ausgedehnt nach allen Seiten. Wenn einer entfloh, waren die anderen um so schlimmer daran. Die Soldaten machten einander immer wieder aufmerksam, daß sie auf uns besonders aufzupassen hätten; denn in Lungnan sei ihnen ein Europäer entwischt. Dieser sollte allein nur 30 000 Dollar zahlen, wir 13 nur 50 000.

Zogen die Roten fort, so schleppten sie uns entweder mit, oder wir fielen in die Hände der einheimischen Roten; beides schlimmer als der Tod, besonders für die Schwestern.

Gewiß, Gott ist es, der die Seelen rettet und bekehrt, aber er bedient sich dazu als seiner Werkzeuge schwacher Menschen. Wenn wir umkamen, wie sollte der Orden das Personal ersetzen? Das kostete mehr als 50 000. Außerdem würden Jahre darüber vergehen.

Gewiß, das Blut der Märtyrer ist der Samen des Christentums. Aber man darf mit dem Martyrium nicht spielen. Der Heiland selbst sagt: „Fliehet!“ Wenn wir uns ungerufen hineinstürzen, wissen wir nicht, ob uns die Kraft gegeben wird, es



* * *

Missionare und Schwestern bei der Einweihung der Kirche in Lankiatu. (8. Nov. 1929)

In der Mitte der Apostol. Präfekt P. Egbert M. Pelzer, links P. Vikar M. Willibrord M. Wolff, rechts P. Karl M. Boßlet.

Obere Reihe von links nach rechts Schw. Maria Theresia, Mutter Philippa, Schw. Antonina Maria, P. Aimo M. Harm, P. Barnabas M. Birz, P. Ludwig M. Paly, P. Valentin M. Schwarz, Br. Stanislaus M. Bernatschke, Br. Thaddäus M. Nowak.

* * *

zu tragen. Denn diese ist die größte Gnade, die uns Gott gibt, aber nicht geben muß, wenn wir es gerade wünschen. Zudem, sterben wir, so sterben wir für Gott, aber nicht als Märtyrer, nicht für den Glauben, sondern für den Mammon. Und unser Leben ist mehr wert als dieser, sagt der Heiland. Von der Religion sprachen die Führer kein Wort. Auch die Christen wurden nie wegen ihrer Religion verfolgt, sondern nur, weil sie Geld oder Feinde hatten.

Im Nebenraum warteten neun Schwestern ergeben in Gottes Willen, was auch kommen mochte. Aber wer von uns wollte es verantworten, neun gottgeweihte Jungfrauen ins Elend zu stoßen. Keiner hatte das Herz dazu. „Wir sind Kommunisten, auch das Weib ist gemeinsam!" Mit diesen Worten drangen einige Tage später Soldaten in den Raum ein, wo die Schwestern waren. Wenn der „Engländer", der in der Nähe war und von P. Vikar gerufen wurde, sie nicht hinausgetrieben hätte, wir wissen nicht, was geschehen wäre. Der Offizier schämte sich; er wollte leugnen, daß dies kommunistische Lehre sei; die Wüstlinge gehörten an den Galgen. Dann aber erkannte er diese Lehre doch als kommunistisch an. Für die Befreiung der Schwestern mußten wir etwas wagen. Das katholische Gewissen würde uns richten, wenn wir, die Hände im Schoß, dem Jammer zuschauten. Wir wußten auch, daß uns viele richten würden, wenn wir bezahlten.

Denn es ist nicht Sitte in der Kirche, Gefangene aus den Händen der Räuber freizukaufen. Vor Wochen waren drei deutsche Protestanten von einer Räuberbande gefangen worden. Sie forderte zwei Millionen Dollar Lösegeld. Bis zur Stunde sind sie nicht frei. Hier aber handelte es sich nicht um Räuber, die heute das Geld einstecken und morgen mich wieder fangen, weil ich mit ihnen in einer Gegend

leben muß. Hier war eine Armee, furchtbar in ihren Methoden, aber militärisch wohldiszipliniert. Mit diesen konnten wir nicht zusammen leben und unserm Beruf nachgehen. Erst, wenn sie das Gebiet verlassen, ist an eine Rückkehr zu denken. Sie können uns also nicht wieder fangen. Wenn wir bezahlten, so bedeutete das auch nicht, daß die Missionare als Freiwild betrachtet werden. Das sind sie längst; denn wir waren nicht die ersten Gefangenen. Der Präzedenzfall war schon lange geschaffen. Man hatte etwas früher in einem ähnlichen Fall die politische Macht angerufen und die Gefangenen mit Kriegsschiffen herausgeholt. Warum sollten wir nicht die Großmacht „Dollar" anrufen?

Es ist nicht Sitte in der Kirche, gewiß, aber das Gegenteil ist auch nicht Sünde. Darum konnte man unter dem Zwang außergewöhnlicher Umstände gegen die Sitte handeln.

Das Fest Maria de Mercede, unserer lieben Frau vom Loskauf der Gefangenen, nahte heran. Sie mochte uns retten.

Schließlich kamen wir überein, und P. Vikar entschied als Oberer, dem General 10000 Dollar anzubieten, aber unter der Bedingung, daß sofort einer von uns mit allen Schwestern nach Swatow hinunterfahren darf. Wir anderen wollten als Geiseln zurückbleiben, bis das Geld bezahlt wäre.

Währenddessen hatten die Schwestern etwas Wäsche zusammengesucht, was eben gerade noch zu finden war. Diese, nebst einer Wolldecke, einem Neuen Testament und einem anderen Buche steckten sie in einen Sack. Die Schwestern hatten ihre Armut geteilt, und beide Teile waren glücklich.

Die Soldaten mahnten zum Aufbruch. Br. Thadäus nahm den Sack unter den Arm, und wie wir gekommen waren, zogen wir wieder hinaus. Unter den Sprüchen, mit denen alle Wände verschmiert waren, stand auch: „Nieder mit Sunyatsen."

Also auch er, der Vater des chinesischen Kommunismus, hatte ausgespielt. Der Sprößling verfluchte den Urheber. Denn Sunwen hat noch einen andern Sohn, den Nationalismus. Die beiden Brüder sind sich feindlich. Die Kommunisten lassen sich nicht auf Interpretationsstreitigkeiten ein. Legt ihr Sunwen in eurem Sinne aus, gut; nieder mit ihm und euch! Wir brauchen ihn nicht!

Im Gefängnis angekommen, breiteten wir die Decke in einer Ecke aus, legten den Sack und die Bücher als Kopfkissen und Sitz darauf und glaubten uns reich. Was braucht der Mensch so wenig, wenn er zufrieden ist!

* * *

7. Ohne Gott.

Der folgende Tag, der 22. September, war ein Sonntag. Keine Messe und kein Heiland, nichts; wir waren allein. Gott selbst hatte uns suspendiert, und unter seine Hand mußten wir uns beugen.

Aber in der Mission konnte wieder das hl. Opfer gefeiert werden. Die hl. Gefäße waren alle geraubt worden, aber unter den zerbrochenen und zerfetzten Sachen, mit denen der ganze Fußboden bedeckt war, fanden die Schwestern am zweiten Tage einen kleinen Kelch. Der Heiland kam zurück in die unglückselige Stadt und wohnte unter seinen Kindern, der kleinen Herde, die sich nimmer zu fürchten brauchte, wohnte inmitten der Bösen, die ihn haßten, und er blieb bei uns, bis wir die Stadt verließen.

Wir freuten uns; denn auch im Kerker waren wir doch nicht allein. Und vom kleinen Tabernakel im Schwesternhaus, in dem die Soldaten hausten, verborgen zwischen den leeren Kinderbettchen und umhegt von der Liebe der Bräute des Heilandes — Gott weiß, wieviel Erbarmen und Segen von diesem Tabernakel auf die Stadt herabkam, wieviel letztes Unheil abgewandt wurde. Shanghang hatte einen Herrn, den es nicht kannte und nicht anerkannte, der aber seine Herrschermacht niemals preisgibt.

Wir hatten am Abend zuvor noch schnell einen Brief an den General geschrieben und um eine weitere Unterredung gebeten. Wegen der vorgerückten Stunde blieb er im Gefangenenbüro liegen, das neben uns lag. Dort saßen Schreiber und arbeiteten die ganze Nacht.

Es mochte schon spät sein; ich konnte nicht schlafen. Da kam eine Ordonnanz ins Büro und fragte,

ob die „fremden Teufel" sich nicht gemeldet hätten. Sie hätten uns wirklich nicht nach Hause geschickt, damit wir uns gute Sachen zum Essen holten. Ein Schreiber antwortete, daß wir einen Brief geschrieben hätten, und gab kurz den Inhalt des Briefes an. Die Ordonnanz zog befriedigt ab. Also wieder ein Roter, der des Deutschen mächtig war. Wir mußten vorsichtig sein, wenn wir miteinander sprachen.

Im Laufe des Sonntagsvormittags kam die Antwort:

„Die Mitteilung kann auch schriftlich geschehen, wegen wir dafür haben keine Zeit."

Wir teilten ihm also schriftlich mit, daß wir bereit seien, 10 000 Dollar (= 20 000 Mark) zu zahlen unter der Bedingung, daß einer von uns sofort mit den Schwestern reisen dürfe. Auch baten wir ihn, uns einen Weg anzugeben, wie wir das Geld der Roten Armee zustellen könnten.

Bald kam Antwort. General Tschute hatte sie chinesisch geschrieben, Liu Ankon legte eine deutsche Übersetzung bei:

„1. Geben Sie uns 20 000 Dollar.

2. Einer von den vier Herren darf morgen mit den Schwestern nach Swatow fahren.

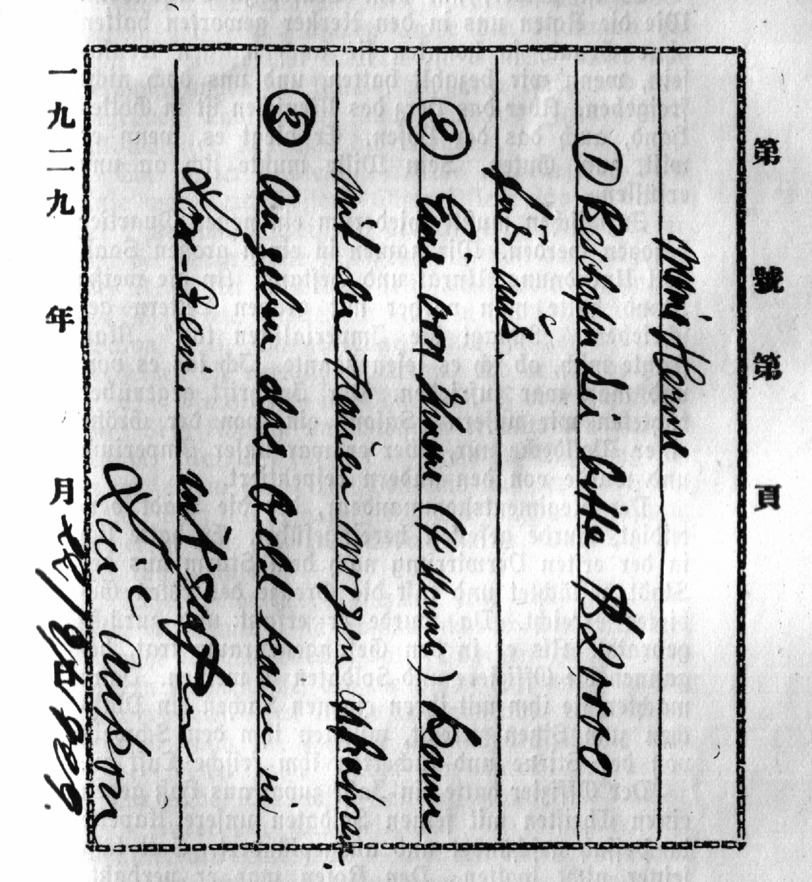
3. Das Geld ist zu deponieren bei der Bank in Lungnan."

Zu den 10 000 noch einen Pfennig hinzutun, schien uns Sünde zu sein; denn es war das Geld der armen Leute, und Gottes. Wir antworteten also:

„Wir haben mit den 10 000 Dollar das höchste Angebot gemacht, das wir machen konnten. Es ist uns unmöglich, darüber hinauszugehen. Unser Geld ist Almosen der Katholiken Deutschlands. Der Herr General kennt die armen Verhältnisse des Nachkriegdeutschlands sehr gut, um unser Verhalten zu verstehen."



紅軍第四軍第二縱隊司令部用箋



第 號 第 頁

Meine Herren
(1) Beschaffen Sie bitte $ 20000 [illegible]
(2) Einer von Ihnen (4 Herren) kann mit den Frauen morgen abfahren.
(3) [illegible] das Geld kann in [illegible] [illegible]
Liu Ankon

一九二九年 月 日 [illegible]/9 1929.

Das in deutscher Sprache geschriebene Aktenstück aus den Verhandlungen mit den Roten.

Nun empfahlen wir die Sache Gott. Wenn es ihm gefiel, so mochte er die Sache glücken lassen, gefiel es ihm nicht, so mochte sie mißglücken. Wir waren zufrieden; denn wir hatten nur den Willen Gottes zu erkennen und zu erfüllen gesucht. Sein Wille mochte nun geschehen, so oder so.

Es ist schwer, mit dem Teufel zu verhandeln. Wie die Roten uns in den Kerker geworfen hatten ohne Grund, so konnten sie auch morgen treulos sein, wenn wir bezahlt hatten, und uns doch nicht freigeben. Aber das Herz des Menschen ist in Gottes Hand, auch das der Bösen. Er biegt es, wenn er will, zum Guten. Sein Wille mußte sich an uns erfüllen.

Inzwischen mußte wiederum ein neues Quartier bezogen werden. Wir kamen in einen großen Saal, voll Unordnung, Unrat und Gestank. An die weiße Wand hatte man vorher mit großen Lettern geschrieben: „Schlagt die Imperialisten tot!" Man fragte mich, ob ich es lesen könnte. Ich las es vor, und man war zufrieden. Der Inschrift gegenüber richteten wir unsern „Salon" ein, von der Größe einer Wolldecke nur, aber er war unser Imperium und wurde von den andern respektiert.

Der Regimentskommandeur, der die Stadt verteidigt, wurde gefesselt hereingeführt. Er hatte sich in der ersten Verwirrung nach dem Sturm aus der Stadt geflüchtet und fast die Grenze des roten Gebietes erreicht. Da wurde er erfaßt und zurückgebracht. Als er in den Gefangenenraum trat, begannen die Offiziere und Soldaten zu weinen. Dann machten sie ihm mit ihren eigenen Sachen ein Plätzchen zum Sitzen zurecht, wischten ihm den Schweiß von der Stirne und fächerten ihm frische Luft zu.

Der Offizier hatte ein Jahr zuvor aus Haß gegen einen Christen mit seinen Soldaten unsere Kapelle in Pessah geschändet und ausgeplündert. Gott läßt seiner nicht spotten. Den Roten war er verhaßt;

denn im Kampfe gegen sie hatte er aus einem Bergdorf 1500 Dollar herausgepreßt. Man forderte von ihm 20 000 Dollar Lösegeld. Da er nicht zahlen konnte, wurde er erschossen.

Eine Frau brachte man gefesselt. Sie sträubte sich, sie schrie. Aber alles half nichts. Da kauerte sie sich an die Tür und war durchaus nicht zu bewegen, sich ein Plätzchen unter den Männern zu suchen. An der Tür kauerte sie weinend unter den Beschimpfungen der Wache die ganze Nacht und den folgenden Tag. Dann kamen andere Frauen und halbwüchsige Mädchen die Menge.

Ein junger Protestant wurde eingeliefert. Sein Knie war durchschossen. Ohne Pflege lag er da in der Hitze, im Schweiß, in der Enge. Nun wurde er von der einen Seite gestoßen, nun von der anderen. Der Arme litt furchtbar, sein Kopf wollte springen vor Schmerzen. Schließlich nahmen wir ihn in unsern „Salon" auf. Einige Tage später zahlten die Angehörigen die verlangte Summe, und er wurde frei.

Ein Mann fiel in Ohnmacht, Fieber schüttelte ihn. Sein Röcheln und Stöhnen erfüllte den ganzen Raum. Man bat für ihn — umsonst. Tagelang lag er in seinem Elend zwischen uns auf der Erde, ein Stück Holz als Kopfkissen. Ein bißchen Kühlung fächerten wir ihm zu, das war alles, was wir für ihn tun konnten.

Unser heidnischer Hausarzt war auch gefangen, aber er kümmerte sich absolut nicht um den Kranken, obwohl ich ihn darum bat. Dagegen half er uns unsern Bohnenkäse, den die Schwestern uns gegeben, zu verzehren. Den Mitgefangenen aber erzählte er, daß er mich in schwerer Krankheit geheilt, vom Tode errettet habe. Daher sein Anrecht auf unsere kleine Habe. Die meiste Zeit lag er auf dem Rücken, die „Kurve der Glückseligkeit" — so nennen die Spanier die Leibesfülle — wie ein Gebirge erhoben, und schnarchte zur Belustigung aller. Wenigstens

das tat er zur Linderung der gemeinsamen Not. Eines Tages verfaßte er einen Hymnus auf den General, und dafür ward er frei.

Ein Junge von vierzehn Jahren wurde hereingebracht. Man hatte ihn auf der Straße aufgegriffen:

„Du bist der Sohn jenes und jenes Reichen."

„Das bin ich nicht; ich bin der Sohn des Handlangers soundso."

Alles half nichts. Weinend saß er zwischen den andern. Er fürchtete sich sehr; denn schon begannen die Hinrichtungen.

Ich holte den Buben zu mir, und schluchzend sagte er:

„Ich bin kein Verbrecher."

„Und wir? Wir sind auch keine Verbrecher; alle die hier leiden sind keine."

Und ich erzählte ihm vom großen Gott und vom Heiland, der gelitten und gestorben und doch nie eine Sünde getan. Da wurde er still. Von der Stunde an suchte er uns zu dienen, wo er nur konnte.

Ein junger Mann wurde hinausgerufen. Schluchzend kam er zurück. Man hatte ihm das Todesurteil verkündet; in einer halben Stunde mußte er sterben. Das Gesicht zur Wand gekehrt, lag er weinend da. Da kamen die Soldaten, entrissen ihm die Wolldecke und was er sonst noch hatte, fesselten ihn hart und schleppten ihn fort in den Tod. Er war der erste aus unserer Reihe; viele sollten ihm folgen.

Ein gebeugter, hinfälliger Greis begleitet seinen totgeweihten Sohn bis zur Tür. Den ganzen Tag hatte er zu seinen Göttern gefleht, aber sie erhörten ihn nicht. Nun ging der Sohn, und er blieb allein zurück. Ein Aufschrei der Not entrang sich seiner gequälten Brust.

Der Jammer dieser Leute zerriß mir das Herz. Wir litten auch, aber Gott war bei uns. Sie aber

hatten nichts, keinen Gott, keine Hoffnung, nur dieses arme Leben, das sie lassen mußten. Lieblos und ohne Gott, der Weg ist schaurig. Ohne Gott dem blutigen Hasse ausgeliefert sein — ich versuchte den Gedanken zu fassen und konnte es nicht. Denn längst hatte Gott zu unsern Herzen gesprochen: „Ich bin es, fürchtet euch nicht!" Im Sturm war Gott, unser Vater, und er erfüllte unser Herz mit Trost und Frieden.

In jener Stunde wuchs mir dieses zertretene Volk mit all seinen dunklen Seiten ans Herz. Wenn Gott es fügt, soll mein Leben und Sterben ihm gehören, daß es nicht mehr ohne Gott sei. Alles für die Braut Christi in China!

Der Raum, in dem wir waren, lag neben der Telephonzelle. Wir konnten fast jedes Gespräch belauschen und wußten ziemlich Bescheid über die Stellung der weißen Truppen. Auf allen Seiten standen sie kampfbereit in großer Zahl. Wir waren voller Hoffnung. Auch die Mitgefangenen hofften; aber sie sprachen nicht laut, sie flüsterten nur. Sie fürchteten die Soldaten.

Bald aber begann die Hoffnung zu schwinden. Die Weißen zogen sich wieder zurück. In Engteng zogen die Roten ein. Warum? Wir wußten es nicht.

Im großen China begannen die Machthaber von neuem um die Futterkrippe zu streiten. Die Soldaten wurden in Kwantung und Kwangsi gebraucht. Das arme Volk schrie seit Monaten um Hilfe. Es mochte verderben. Die Macht der Roten wuchs immer mehr.

In Shanghang wurden Rekruten ausgehoben. Wer jung war, mußte in den Soldatenrock. Viele Soldaten waren Antikommunisten; aber ein Zwang lag auf ihnen. Einmal in die Maschine gespannt, gab es kein Entrinnen mehr. Auf Straßen und Plätzen und vor den Mauern standen sie in der glühenden Sonne und exerzierten. Die Regierungs-

truppen exerzierten nur in den frühesten Morgenstunden, im Tau der Nacht.

Die Stadtmauern wurden niedergerissen. Diese unerstürmten Mauern hätten es verdient, als Denkmal einer späteren Zeit erhalten zu bleiben. Die Kommunisten erkennen Gefühlswerte nicht an, es sei denn, sie kommen aus den dunkelsten Tiefen der Menschennatur. Der Gleichheitsfanatismus hatte sie ergriffen. Die Dörfer haben keine Mauern, also dürfen sie auch die Städte nicht besitzen. Die Stadtrechte sind abgeschafft.

In wenigen Tagen wurde diese Riesenarbeit geleistet. Das Volk mußte Frondienste tun. Das Militär stand mit den Waffen dahinter. Shanghangs Mauern sind gefallen, von ihren Steinen blieb keiner auf dem andern. Und nie werden sie wieder zusammengefügt werden.

Jeden Abend vor dem Schlafengehen bliesen die Trompeten. Die Soldaten traten in Reih und Glied. Ein Offizier rezitierte die Fluchlitanei. Die Soldaten schreien die Antwort: „Ta To! — schlagt sie nieder!" verflucht sei die Kultur, die Ordnung, die ewigen Gesetze! Nach uns das Chaos! — Auch ein Abendgebet.

Menschengeist, dein Wesen ist Ordnung, ist Leben und Wachsen, ist Streben nach Vollendung. Und hier die Leugnung des Lebens, die Vernichtung. Das ist die Saat derer, die den Geist leugneten. Wind säten sie, und es reifte die Sturmesernte.

Ohne Gott. Sie leugneten den Geist, weil sie Gott leugnen wollten, der ihnen im Wege stand. Nun hat sie Gott verlassen, und g e i s t l o s sind sie geworden.

Auch Christen waren unter den Roten. Einer stellte sich uns vor, aber er bat, nicht mit ihm davon zu sprechen. Er fürchtete sich. Doch leistete er uns einige kleine Dienste. Unsere jungen Christen aus

Pessah, die gezwungen wurden, in die rote Armee einzutreten, kamen zu P. Vikar in die Mission. Sie klagten und jammerten. Was war da zu machen, sie konnten nicht einmal die Absolution empfangen.

Ohne Gott, der Weg ist traurig!

* * *

8. In Wuping.

Bereits am Nachmittag des 20. Septembers hatte sich in Wuping die Nachricht vom Fall Shanghangs verbreitet. Somit war auch diese Stadt dem Feind verfallen. Er brauchte nur die Hand auszustrecken, wann es ihm beliebte. Für Monsignore Pelzer gab es kein Zaudern mehr.

Am andern Morgen um 3 Uhr flohen die Schwestern Hapa zu, wo P. Ludwig, P. Barnabas und Br. Stanislaus waren. Hapa liegt an der Kwantunger Grenze. Bisher war es, fern von aller Gefahr, der einzige sichere Punkt unserer Mission. Mit dem Fall Shanghangs wurde es auch hier anders.

Nur drei Sänften konnten in der Eile beschafft werden, eine für Mutter Johanna, die am Tag zuvor Blut gebrochen hatte und fieberte, eine für Schwester Nikola, die ebenfalls krank war, die dritte für die beiden blinden Kinder. Neun Träger trugen in Reiskörben die kleineren Kinder. Die größeren mußten mit den übrigen Schwestern den weiten Weg zu Fuß machen. Nach 13stündigem Marsche kamen sie am Abend in Hapa an.

Die Missionare schlossen sich den Flüchtlingen an und gingen am andern Morgen zu Schiff ins Kantonesische hinab nach Tschemping, wo sie von dem amerikanischen Pater Hilbert liebevoll aufgenommen wurden. Nur Br. Stanislaus kehrte nach Wuping zurück.

Neben der Kirche in Tschemping liegt ein großes Haus, das einem in der Fremde lebenden Chinesen gehört. Dort fanden die Schwestern und Kinder vorläufige Unterkunft. Leider ist bei dieser Flucht eines der Kinder, die vierjährige Emilie, traurig ums

Leben gekommen. Das war ein schweres Leid für die Schwestern.

Monsignore war in Wuping zurückgeblieben, um, so lange es möglich war, die Sachen der Mission in Sicherheit zu bringen. Alarmnachrichten kamen: „In Shanghang sind alle gefangen; die Kirche ist verbrannt; die Roten nur noch vier Stunden entfernt." Die Luft in Wuping war siedendheiß. Die heimlichen Roten — es sollten an 2000 sein — konnten jeden Augenblick aufstehen. Viel fremdes Volk war in die Stadt gekommen.

Da ermahnte Monsignore die Christen zur Treue und Ausdauer und ritt am Nachmittag nach Wupingsu zu, wo er die Nacht verbrachte. Da die Meldung vom Anmarsch der Kommunisten sich als falsch herausstellte, kehrte er am anderen Morgen nach Wuping zurück.

In der Nacht war Br. Stanislaus von Hapa angekommen und hatte vergebens an die verschlossenen Türen der Mission geklopft; er mußte bei Christen übernachten. Am Sonntagmorgen ging die Rettungsarbeit weiter. Der Diener hatte in seiner Verwirrung den Schlüssel zum Schwesternhause verlegt. Auf Leitern mußten die Sachen über die Umfassungsmauer geschafft werden. Leider sind die Kirchensachen, die bei den Christen und andern Chinesen untergebracht waren, später doch den Roten in die Hände gefallen.

Gegen Mittag machte sich Br. Stanislaus mit den hl. Gefäßen und dem Missionsgelde auf den Weg nach Hapa. Um 2 Uhr bezogen die Soldaten der Volkswehr, die gestrigen Räuber, der Mission gegenüber Stellung auf den Hügeln gegen Shanghang. Monsignore sah am Haupttor dem Treiben zu.

Plötzlich rief ein Lehrer: „Fort, Soldaten kommen zur Kirche!" Blitzschnell verschwand Monsignore in der nebenan liegenden Lehrerwohnung. Schon waren die Soldaten zur Stelle.

5

„Wo ist der Bischof?"
„Er ist vielleicht im Schwesternhaus."
Schnurstracks gingen sie dorthin, der Führer der Volkswehr mit bewaffneten Soldaten und Männern aus der Volkspartei. Diese hatten schon im April wüst gegen die Mission gehetzt und mit Verbrennen gedroht. Jetzt wollten sie im Trüben fischen.

Monsignore nahm den bereitstehenden Esel und floh zum gegenüberliegenden Tor der Mission hinaus in der Richtung Wupingsu. Kaum war er hinaus, kamen die Soldaten in die Mission und durchsuchten alle Winkel. Sie wollten nur 25 000 Dollar von der Mission „leihen", wie sie sagten. Da sie niemand fanden, zogen sie eilends nach Wupingsu und besetzten die Tore noch vor Abend.

Monsignore, der in der Einsamkeit auf Br. Stanislaus gestoßen war, erfuhr von der Verfolgung durch die Bürgerwehr und bog auf Nebenwegen aus. In einem versteckt liegenden christlichen Hause warteten sie den Ausbruch der Dunkelheit ab, und umgingen dann unbehelligt Wupingsu. Ohne Licht war in der Dunkelheit der Weg nicht mehr zu finden. So übernachteten sie in einer Trägerherberge und zogen am andern Tag um 4 Uhr weiter. In Hapa kamen Boten von oben, die zur Weiterflucht drängten, da die Verfolger auch hierher kommen wollten.

Mittlerweile kamen in Hapa eine Reihe Schüler und Lehrer an, teilweise mit Familie, die in Wuping nichts Gutes zu erwarten hatten. Am anderen Tag gingen alle teils zu Fuß, teils zu Schiff nach Tschemping hinunter, das am Mittwoch erreicht wurde.

Hier wurden zwei Schiffe gemietet, die jeden Augenblick bereit waren, alle nach Swatow zu bringen. Denn auch in Tschemping war die Lage nicht mehr sicher. Soldaten waren nicht am Platze,

dafür um so mehr Räuber in den Bergdörfern, die Todfeinde der Christen waren.

Nach Tschemping kamen auch der Diener der Shanghanger Mission und ein Lankiatuer Lehrer, die über die Vorgänge in Shanghang berichteten. Unserem Diener war es gelungen mit seiner Frau und zwei Buben aus der Stadt zu entkommen. Frau und Kinder verbarg er bei einem befreundeten Bauern, er selbst flüchtete ins Kantonesische. Auf seinen Kopf setzten die Roten 1500 Dollar. In der Mission blieb nur seine Mutter und sein noch nicht zweijähriges Töchterchen zurück.

In Wuping hatten die Soldaten, als sie Monsignore suchten, was sie Brauchbares fanden, mitgenommen. Dadurch ermutigt plünderten in der folgenden Nacht die Einheimischen. Ebenso die nächste Nacht. Die Fenster wurden eingeschlagen. Dreißig Lasten Reis, die zum Teil Christen gehörten, wurden weggeschleppt. Da machte sich der 86 jährige Tianfupa, der lange unser Diener war und nun in der Kirche seine Tage beschließen darf, auf und benachrichtigte die Volkswehr. Diese erschien und feuerte einige Schüsse ab, worauf die Plünderer aus dem Hause flohen.

Darauf wurde Kirche und Schwesternhaus versiegelt und unter den Schutz des Militärs gestellt. Die Räuber hatten für alle Fälle ihr „Gesicht" gewahrt. Natürlich nur vom Gesindel war geplündert worden, die Volkswehr kam zum Schutz herbei.

Als die Soldaten vor den heranrückenden Roten die Stadt räumen mußten, wurde das Schwesternhaus nachts von einer kirchenfeindlichen Sippe niedergebrannt. Mit dem Einzug der Kommunisten begannen für Wuping die Schreckenstage Shanghangs.

* * *

9. Die Abreise der Schwestern.

„Liebet eure Feinde, tuet Gutes denen, die euch hassen." Schon am ersten Tage — und später immer mehr — kamen Soldaten und Offiziere zu uns und fragten, ob wir Ärzte seien, oder wenigstens etwas von Medizin verständen. Verwundete und Kranke gab es in Fülle. Wir verstanden nichts von Medizin, aber wir schickten alle ins Schwesternhaus.

Dort klopften sie anständig an die Tür und baten um Medikamente. Die Schwestern gaben gern, was man ihnen an Salben und Verbandstoffen gelassen hatte. Die Wunden wurden gewaschen und verbunden, und damit war meistens schon die Heilung gesichert. Bald sprach es sich herum, und die Patienten kamen scharenweise. Der Name Kuniong (Schwester) bekam bei den Roten einen guten Klang.

Die Schwestern hatten vollauf zu tun. Auch P. Vikar mußte helfen, seiner Sprachkenntnisse wegen; denn die Soldaten waren aus dem ganzen Reich zusammengewürfelt. Mit Eifer und Liebe gaben sich alle hin, um Böses mit Gutem zu vergelten.

Vielleicht war das der Grund, daß die Infantia eines Tages geräumt wurde und alle Soldaten in die Kirche hinüberzogen. Die Soldaten gaben zwar vor, daß ihnen die Luft nicht gesund genug sei: sie hatten einen Schweizerkäse aufgerissen, der das ganze Haus mit seinem Duft erfüllte. Die Chinesen verabscheuen den Käse.

Bei dieser Gelegenheit wurden uns die geraubten heiligen Gefäße, Monstranz, Kelch, Ziborium, zurückgegeben. Nur die Patenen fehlten und ein Ziborium. Ob es Aberglauben war, der sie dazu bewog? Wir danken Gott dafür.

Der General stellte ein Schutzdekret aus, das jeden mit dem Tode bedrohte, der aus dem Schwesternhaus noch etwas raube. Neben der Pforte wurde es angebracht. Eine Reihe Soldaten versuchten trotzdem einzudringen, aber eine beherzte Schwester führte sie vor die Pforte und zeigte ihnen das Dekret. Die Soldaten versicherten, daß sie sich das Haus nur anschauen wollten. Aber schon war die Tür zu uns verriegelt. Nur Kranke hatten noch Zutritt.

Am 24. September, dem Feste unserer Lieben Frau vom Loskauf der Gefangenen, kam der „Engländer" zu uns ins Gefängnis und rief mich hinaus. Lange hatten wir auf eine Entscheidung gewartet und die Hoffnung fast aufgegeben.

Der „Engländer" setzte sich mir gegenüber an einen Tisch. Viele Soldaten standen um uns herum.

„In der katholischen Mission sind Bischöfe, Priester und Brüder. Was sind Sie?"

„Ich bin ein Priester."

„Was sind die anderen?"

„Sie sind auch Priester mit Ausnahme von einem."

„Wer ist dieser eine?"

„Bruder Thaddäus."

„Wo ist euer Bischof?"

Es war nicht gut, daß die Roten wußten, wer und wo unsere Obern waren. Auch wußten wir nichts von Wuping. Darum sagte ich:

„In Swatow ist ein Bischof."

„Habt ihr schon um Geld telegraphiert?"

„Nein. Wohin sollen wir telegraphieren?"

„Nach Shanghai an den deutschen Generalkonsul."

„Der deutsche Generalkonsul hat von uns kein Geld. Er wird für uns nichts bezahlen."

Dann wollte der Räuber wieder wissen, wo wir

unser Geld hätten; denn wir verbrauchten in der Mission doch viel Geld. Aber ich sagte ihm nichts.

„Sie müssen uns aber 50 000 Dollar bezahlen."

„So viel Geld haben wir nicht."

„Dann werden Sie hingerichtet."

„Auch gut!" sagte ich.

Die herumstehenden Soldaten lachten.

Der „Engländer" mußte auch lachen. Er klopfte mir auf die Schultern und versuchte einen anderen Weg.

„Heute nacht verläßt die Rote Armee die Stadt und zieht nach Hunan. Sie müssen mit uns ziehen. Wohin immer die Rote Armee zieht, dorthin werden Sie mitgeschleppt, bis Hankas, nach Shanghai, bis nach Peking."

Da auch das keinen Eindruck machte — mit Verschleppung hatten wir längst gerechnet und dafür schon einige notwendige Dinge in den Sack gesteckt —, so begann er eine lange Lobrede auf die glorreiche Rote Armee, auf ihre Pläne, um schließlich wieder bei 50 000 Dollar und Hinrichtung zu landen.

Da sagte ich ungeduldig:

„Wir haben mit dem General verhandelt und sind auf 10 000 Dollar übereingekommen. Einer von uns soll mit den Schwestern nach Swatow, um das Geld zu besorgen. Auf der Bank in Lungnan soll es deponiert werden. Warum genügt das nicht? Mehr können und wollen wir nicht tun."

Der „Engländer" stutzte. Dann suchte er an der Sache vorbeizukommen, und begann wieder zu quälen; denn sein Amt ist, Geld zu erpressen. Ich sagte ihm, es wäre besser, in die Mission zu gehen und mit dem dortigen Missionar zu verhandeln. Der habe mehr Freiheit; wir könnten hier im Gefängnis nichts tun.

Nach langem Hin und Her war er schließlich bereit, mit mir in die Mission zu gehen. Ich bat

ihn, Br. Thaddäus mitzunehmen; denn chinesischer List und Gaunerei ist nur er gewachsen.

In der Mission bei P. Vikar begann der „Engländer" wieder mit seinen 50 000 und allen Drohungen.

„Wenn ihr nicht zahlen könnt, müssen wir euch nach unserm Gesetz mitschleppen und schließlich töten."

Er fragte dann Mutter Oberin noch ausdrücklich, ob sie es sich recht vorstelle, mit den Soldaten von Ort zu Ort ziehen zu müssen. Die Schwestern erschraken.

Auch P. Vikar setzte den Drohungen nichts anderes entgegen als das Versprechen, das wir dem General gemacht hatten, und nichts weiter. Diese Leute mußten begreifen lernen, daß wir aus anderem Holze geschnitzt sind als sie, daß es für uns nur ein Ja und Nein gibt. Es wäre gegen unser „Gesicht" gewesen, weiter zu verhandeln.

Ob der Offizier das begriffen hatte? Er sagte nicht, ob er mit den 10 000 zufrieden sei; aber die Bank in Lungnan existierte mit einemmal nicht mehr. Der General habe sich geirrt. Der General war der Herr von Lungnan und mußte um die Bank wissen. Aber vielleicht war seine Stellung dort am wanken.

Das Geld müsse zum roten Hauptquartier gebracht werden, wo immer es sich befinde, in der Provinz Fukien oder in einer anderen Provinz. Das war ein Abenteuer für sich, das viele Geld ins Innere zu tragen, durch Räubergefahren auf allen Wegen, durch die weißen und roten Linien. Der „Engländer" versicherte, daß den roten Vorposten strenge Weisung gegeben würde, den Geldträger unbehelligt durchzulassen.

Br. Thaddäus war entschlossen, das Abenteuer zu wagen. Uns konnte es gleichgültig sein, ob es gelang oder nicht, wenn nur die Schwestern in

Sicherheit waren. Ja, am Gelingen wollten wir Gottes Zustimmung erkennen.

Zwei Schwestern waren krank. Es drängte zur Abfahrt. Doch der „Engländer" sagte nicht ja und nicht nein. Er führte den Bruder zurück ins Gefängnis. Wir gaben die Hoffnung auf. Am Morgen schon war ein anderer Offizier zu uns gekommen und bat, daß einer von uns ihn zur Mission begleite, um dort zu verhandeln. Als er endlich erschien, um seinen Begleiter abzuholen, war der „Engländer" schon gegangen. Es schien, als ob man sich die Sporen an uns verdienen wollte.

Am anderen Morgen gegen 10 Uhr erschien unerwartet der „Engländer" mit dem Reisepaß, unterschrieben von Tschu und Mo. Er bestimmte, daß Br. Thaddäus mitfahren solle, offenbar weil er nur Bruder war. Die Chinesen wissen, was sich gehört. Wir aber waren froh über diese Entscheidung; nun brauchten wir nicht lange zu betteln. Br. Thaddäus nahm Abschied und zog davon.

Schnell wurde zur Reise gerüstet, ein Schiff bestellt. Da kam Befehl vom General, nur fünf Schwestern dürften fahren, vier müßten zurückbleiben; er brauche sie zur Weiterführung des Lazaretts, wofür das Schwesternhaus angesehen wurde.

Das war ein nur dürftig verschleierter Vertragsbruch; denn später brauchte er weder Lazarett noch Schwestern. Aber der General mochte gemerkt haben, daß es uns am meisten um die Schwestern zu tun war, und fürchtete, daß, wenn alle Schwestern in Sicherheit seien, wir unser Wort brechen und nichts bezahlen würden. Alle Vorstellungen und Bitten waren umsonst; nur gab man sich schließlich mit drei Schwestern zufrieden.

Am anderen Morgen hatten die kranken Schwestern hohes Fieber: Schwester Simonetta 42°, Schwester Angelica über 39°. Man glaubte schon, die Reise aufschieben zu müssen. Aber die treuen Kranken

drängten zum Aufbruch; sie wollten der Rettungsaktion nicht hinderlich sein. So empfahl man sie Gottes Schutz und ließ sie ziehen. Um 6 Uhr früh stieß das Schiff vom Land. Es war Donnerstag, der 26. September.

Gottes Engel geleiteten die Reisenden. Seit 80 Tagen fuhr wieder das erste Schiff den Han hinunter von Shanghang nach Fungsi. Dreimal wurde das Schiff von den Kommunisten angerufen. Die Schiffer hatten Not, in der reißenden Strömung ans Ufer zu kommen. Siebenmal riefen die weißen Posten an und untersuchten alles ziemlich genau. Dieses Schiff aus dem roten Gebiet hatte für sie etwas Unheimliches an sich.

Trotzdem wurde schon am frühen Nachmittag Fungsi erreicht und unaufhaltsam die Reise fortgesetzt bis Swatow, wo man bereits am Samstagabend ankam. Die Ursulinen nahmen die Schwestern liebevoll auf und pflegten die Kranken. Schwester Simonetta hatte sich bald erholt, Schw. Angelica hütete das Bett bis zum Tage unserer Ankunft in Swatow. Den Schwestern war der Abschied von Shanghang schwer gefallen; zum zweitenmal schon mußten sie den Fluß abwärts fliehen. Dazu kam die quälende Sorge um die Zurückgebliebenen, von denen man nichts mehr erfuhr. Aber die Nachricht, daß die Wupinger alle in Tschemping seien, erreichte sie hier, und das war ein Trost.

Br. Thaddäus ging sofort daran, das Geld zu beschaffen, was nach Überwindung einiger Schwierigkeiten mit Hilfe des guten P. Vogel in zwei Tagen gelang.

* * *

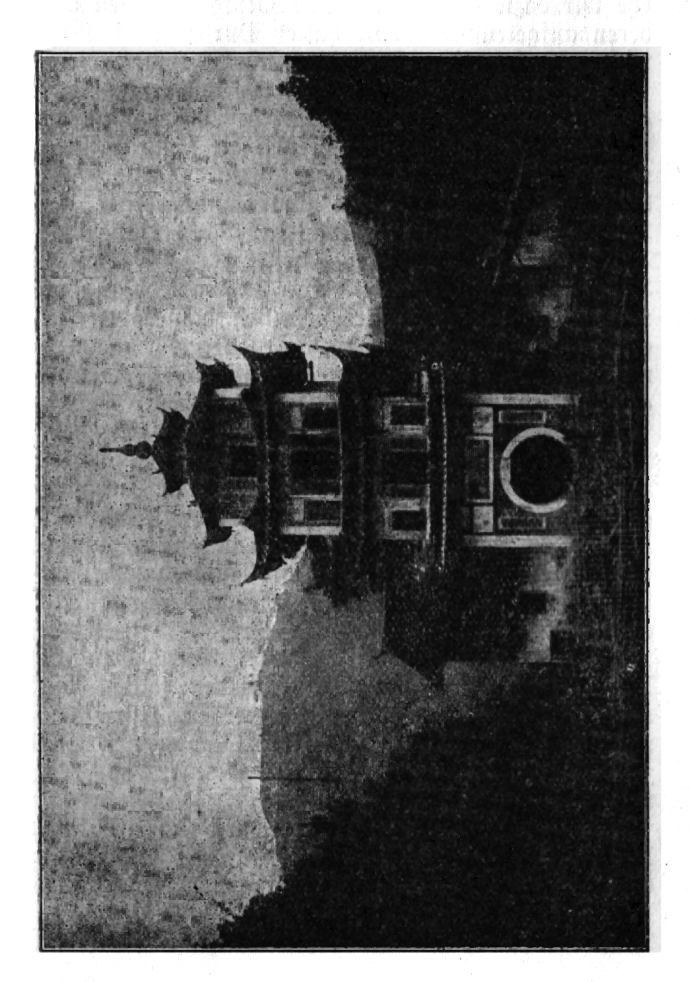
in der Gewalt des blutigen Wolfes Fupatse. Wer eben noch frohe Hoffnung hatte, begann zu zittern.

Die Namen der Gefangenen wurden aufgeschrieben. Man kam zu uns. P. Valentin nannte seinen Namen: Fa Senfu. Senfu heißt „geistlicher Vater", Priester. Ich schaute auf das Blatt. Der Sekretär schrieb „geistlicher Tiger", das so ähnlich klingt. Jetzt kam er zu mir. Ich machte ihn auf den Fehler aufmerksam; da hat er ihn verbessert.

Darauf wurden wir in drei Gruppen geteilt und in drei Teilen des Tempels untergebracht. Wir kamen in die linken Nebenräume. Eine durch ein Steingitter kunstvoll durchbrochene Mauer trennte sie vom Hauptteil des Tempels, und wir konnten beobachten, was drüben vor sich ging. Unser Tempelteil bestand aus vier hintereinander liegenden Räumen und einem Lichthof, dem „Himmelsbrunnen" der Chinesen. In den zwei ersten Räumen ließen sich sofort die Offiziere nieder. P. Valentin und ich mußten weiterziehen. Als wir in den dritten größeren und durch den Lichthof hellen und luftigen Raum kamen, fanden wir unseren „Salon" schon eingerichtet.

Im Laufe unserer Gefangenschaft hatte sich langsam ein Kreis junger Chinesen um uns gebildet, die uns schließlich wie Könige bedienten. Sie bereiteten das Lager, brachten das Essen, besorgten den Tee. Wir brauchten uns um nichts zu kümmern. Jetzt hatten sie aus großen Ziegelsteinen bequeme Kopfkissen und Sitze gebaut. Sie entrissen mir die Decke und breiteten sie darüber.

Ich war nun doch neugierig, woher sie so schnell die Ziegelsteine hatten. Der Fußboden des Tempels war aus Steinen dieser Art. Ich ging in den dunkeleren vierten Raum. In der Mitte starrte mich ein großes Loch an. Hier hatten sie einfach den Fußboden herausgerissen, um uns und sich ein Lager zu bereiten. Der Raum wurde zur Frauenabteilung bestimmt. Die Wachen sahen das Loch und wunder-



* * Götzentempel bei Hapashi in der Gegend von Wuping * *

ten sich nicht wenig. Bald kamen Träger mit Sand und besserten den Schaden einigermaßen aus.

Es war Abend geworden. Im Tempel war kein Licht. Arbeiter mußten erst die elektrische Leitung legen. In später Nachtstunde kam endlich auch etwas Reis zum Essen und gegen 11 Uhr etwas Tee. Aber ehe wir dazu kamen, war das wenige von den anderen aufgetrunken. Wir hatten Durst; das immerwährende Schwitzen hatte uns ausgetrocknet.

Am anderen Morgen warteten wir lange vergebens auf das Frühstück. Statt dessen begann man schon gleich nach dem Hellwerden die Leute reihenweise zur Züchtigung hinauszuführen. Das Geschrei dauerte ununterbrochen bis zum Dunkelwerden. Es schmerzte das Ohr. Die Wucht der Schläge und ihre Zahl waren nicht mehr wie gestern, und wenn der Henker die Bambuslatte müde wegwarf, klang es wie Stahl. Jammervolle Gestalten kamen zurück; einige mußten von Freunden in Pflege genommen werden. Bald begann man auch listenweise Gefangene aufzurufen, und führte sie zum Tode.

Drüben im angrenzenden Hauptteil des Tempels sah ich einen Christen aus der Gemeinde P. Karls. Schon zum drittenmal war er den Roten in die Hände gefallen. Er winkte mir: ich ging ans Steingitter. Doch kaum hatten wir zu sprechen begonnen, wurde ich von der Wache angeschrien und mußte auf meinen Platz gehen. Nicht einmal ein gedrücktes Herz durfte man trösten.

Die Dinge hatten sich gewendet. Durch Hunger, Durst, Züchtigung und Todesschrecken sollten die Ärmsten zum Zahlen gezwungen werden. Nur zweimal am Tage eine Handvoll Reis, und keinen Tee zum Trinken: das mußte wirken. Es war ein Freitag voll Schmerz und Qual.

Gegen Mittag wurde der Durst unerträglich. Mein Kopf brannte und wußte keinen erlösenden Gedanken mehr zu finden. Hilflos griff ich zum

Neuen Testament, das wie ein Tröster zu uns gekommen war. Und mein erster Blick blieb an der Stelle haften: „Mich dürstet!" — Da schämte ich mich.

Um 3 Uhr stand unerwartet P. Vikar vor uns, brachte eine Kanne Tee und andere Kleinigkeiten und labte uns. Er hatte uns im Gefängnis und in der Stadt lange vergebens gesucht und kam nach vielem Fragen schließlich in den Tempel. Zwei Buben, Heiden noch, die sich aber auf die Taufe vorbereiteten, begleiteten ihn. Sie haben uns in den Tagen der Not durch ihre Kühnheit, um nicht zu sagen Frechheit, viel geholfen. Sie waren die einzigen, die keine Furcht kannten. Am Eingang hatte ein bekannter Soldat, ein Kommunist aus Zwang, Wache gestanden und hatte die Besucher ohne weiteres eingelassen.

P. Vikar saß bei uns auf der Decke, und die Zeit mochte schneller vergangen sein, als wir dachten. Als er ging, hatten die Posten gewechselt; die ihn einließen waren nicht mehr da. Die neue Wache wollte P. Vikar und seine Begleiter nicht mehr hinauslassen; denn niemand durfte die Wache ohne Ausweis passieren. Endlich, als das ganze Gefängnispersonal auf die Beine gebracht war und der Chef selbst erschien, gelang der Nachweis, daß P. Vikar nicht zu den Gefangenen gehörte.

Wir hatten eine Kanne Tee, einen Schatz am heutigen Tage. Ringsum saßen verschmachtende Menschen. Da habe ich die Kanne sorgfältig versteckt. Ich fürchtete, es möchte jemand kommen und uns um einen Schluck bitten. Dann, ja dann hätte ich nicht versagen können, was ich verweigern wollte, dem Nächsten von meiner reichen Armut mitzugeben. Also besser vorbeugen. Nur heimlich wagte ich, einen Schluck zu tun. —

Und doch kann nur die Liebe, das restlose Sich-dem-andern-Schenken, die sozialen Klüfte über-

brücken, die soziale Frage lösen und die Not lindern. Nur die Liebe wird den Kommunismus überwinden.

Aber unsere Liebe, unser Gemeinschaftssinn, unser soziales Verantwortlichkeitsbewußtsein reicht kaum über den engsten Kreis des gemeinsamen Lebens hinaus. Der Egoismus wird zum Nosismus; an die Stelle des „Ich" tritt „Wir", oft brutal wie jenes. Weil unsere Liebe so schwach, darum nimmt die Bosheit überhand.

„Mich dürstet —" der Heiland hat gedürstet, um andere zu sättigen. Sein Durst der Liebe überwand den physischen Durst. Er gab sein Blut, sein Leben für alle hin. „Ihr Dürstenden alle, kommt zu den Wasserquellen. Ihr Armen ohne Geld, kommt, esset und trinket Milch und Wein; es kostet nichts!"

Die Liebe wird nie die Nöte dieser Erde restlos beseitigen. Auch die Heilandsliebe tut es nicht. „Arme werdet ihr immer bei euch haben." Aber die große, die letzte Liebe, die Liebe, die etwas kostet, die das Herzblut gibt, ist eine geistige, weltenumformende Kraft; sie hat das Angesicht der Erde erneuert, und nur sie allein wird es wieder tun.

Auch dieser dunkle Tag verging; es wurde Nacht. Hungrig und müde legten wir uns zur Ruhe und schliefen bald ein. Da wurden wir angerufen. Verdutzt fuhren wir in die Höhe. Ein Soldat stand vor uns und winkte, ihm zu folgen.

Nur halb bei Bewußtsein fragte ich: „Sollen wir unsere Sachen mitnehmen?"

„Ja."

Das war das Zeichen. Gestattete man, die Sachen mitzunehmen, so gab es nur einen Quartierwechsel. Gestattete man es nicht, so galt es den letzten Gang. Wir atmeten auf und schnürten unser kleines Bündel. Der Soldat stand in Geduld dabei, und als wir fertig waren, fragte er: „Habt ihr auch nichts vergessen?"

Mir war es klar, daß uns ein langer Nachtmarsch bevorstand, daß es galt, Abschied zu nehmen von Shanghang. „Heute nacht marschiert die Rote Armee, und ihr müßt mit uns ziehn," hatte seiner Zeit der „Engländer" gesagt. Wir ergaben uns in Gottes Willen.

Der Soldat ging voran, wir folgten ihm durch die weiten Tempelräume. Die Gefangenen fuhren aus dem Schlafe auf und sahen uns verwundert nach. Die Wache wurde passiert. Der Tempelhof war geheimnisvoll still; kein Mensch war dort. Die Nachtluft wehte kühl und erquickend um unsere überhitzten Glieder. Am Himmel flimmerten übergroß die Sterne.

Und wie wir so den Tempelhof durchschritten, hätte ich fast geglaubt, daß ein Engel des Herrn uns führte und uns die Freiheit gab.

Im Bogen des Tempelportals standen Soldaten in Reih und Glied, acht unter Gewehr und zwei mit Stricken. Ein Offizier stand bei ihnen; es mochte der Hauptmann des Gefängnisses sein. Öfter schon war er durch die Tempelräume gekommen, wie ein Truthahn ruckweise voranschreitend und wieder stehenbleibend, eine übergroße Pistole in der Hand, mit einem Blick voll Eitelkeit und Bosheit die Gefangenen musternd.

Nun stand er vor uns, die Pistole in der Hand: „Habt ihr schon gegessen?"

Er mußte wissen, wie oft und was wir diesen Tag gegessen hatten; denn er hat wohl die Portionen zugewogen. Diese Frage, die sonst zum chinesischen Anstand gehört, kam mir heute wie ein bitterer Hohn vor.

Ich sagte trocken: „Ja, aber wir hätten gern Tee zum Trinken."

Er schickte einen Soldaten, Tee zu holen. Lange blieb er weg, und als er endlich kam, brachte er nur ein Tröpfchen.

Der „Truthahn" strich um uns herum; die Pistole streifte fast die Erde.

„Sie müssen heute nach Pessah gehen. Diese Leute werden Sie führen."

Nach Pessah! Also nicht mit der Roten Armee nach Hankas und Shanghai, sondern in die Höhle des blutigen Wolfes Fupatse, in jene Bergeinsamkeit, wo er seit zwei Jahren hauste, auf Beute lauernd. Tschute hatte uns den Räubern überliefert.

Nach Pessah! Wie oft bin ich dort hinausgeritten bei Sonnenschein und Regen, um den Christen die Sonntagsmesse zu lesen, um ihnen den Heiland zu bringen, bis die Roten einbrachen, sich in der stillen Kapelle niederließen und das Volk zu regieren anfingen mit Eisen und Blut! Vier Monate waren vergangen. Nun kam der Hirt zurück zu seiner Herde; die Roten selbst holten ihn heim. Diese Gedanken durchirrten wunderlich, traumhaft mein Hirn.

Der „Truthahn" spreizte sich und scharrte mit den Flügeln im Erdenstaub: „Habt ihr Geld?"

„Ja," sagte ich und zog ein Dutzend Kupferstücke, sauber in ein Schnupftuch geknüpft, aus der Tasche und hielt ihm triumphierend unsern Reichtum unter die Nase. Fast entsetzt schüttelte er mit dem Kopf; seine Flügel wühlten im Staube.

„Sie müssen in Pessah doch leben. Davon können Sie nicht leben. Geben Sie uns 200 Dollar für Ihre Verpflegung."

200 Dollar für eine Handvoll Reis und etwas Tee, für Schmutz und Schweiß, nachdem wir 10 000 versprochen hatten?

Wir gaben ihm zu verstehen, daß wir die Geldangelegenheit mit dem Befehlshaber der Roten Armee geregelt hätten, und auch nur mit diesem über etwaige Zuzahlungen verhandeln würden.

Darauf bat ich um einen Strick, um unsern Wäschesack schnüren und auf den Rücken hängen zu

können. Aber schon griff der Kolonnenführer zu, schnürte den Sack und hängte ihn an die Spitze seines Gewehres. Ich schaute verwundert zu. Das Gesicht des jungen Soldaten war sanft und stark zugleich. Es waren ganz die Züge eines Jugendfreundes. Wie war diese Nacht so wunderlich!

Hin Traum, hier war die Wirklichkeit. Die Henker traten auf uns zu, banden die Arme auf den Rücken und führten uns am freien Strick-Ende wie Raubtiere zum Tempeltor hinaus. Die Schützen umgaben uns; eine Laterne, deutsche Ware „Feuerhand", zog voraus.

Meine Füße wankten; das lange Hocken hatte sie schwach gemacht. Mir war wie einem Kranken, der nach langer Zeit zum erstenmal das Bett verläßt.

Durch nachtstille Gassen schritten wir dem Osttor zu. Die Türflügel hingen schief in den Angeln. Keine Posten standen dort wie sonst. Draußen lagen die Quadersteine der niedergelegten Stadtmauer durcheinander und übereinander. Mühsam kletterten wir darüber. Die Straße nach Pessah, die an der Mauer entlangführte, war ungangbar; wir mußten durch die Vorstadt ziehen.

Die Geschäfte waren alle weit offen. Auf den Ladentischen und auf der Erde lagen Soldaten und nichts als Soldaten; das Gewehr an der Seite schliefen sie. Die Roten versteckten sich nicht mehr hinter den Mauern; sie liebten die Feldschlacht. Eine neue Zeit hatte begonnen. Hier und da rief ein Posten: „Wohin?"

„Nach Pessah!"

Der Führer gab die Parole und wies den Paß vor. Lustig schaukelte unser Sack an der Gewehrspitze.

Wir bogen in eine dunkle Gasse ein, und bald waren wir mitten im Gräberfeld, das Shanghang umgibt. Dort gab es keinen Weg mehr. Zwischen Gräbern, Tümpeln und Gestrüpp suchten wir im

trüben Laternenlicht voranzukommen. Endlich gelangten wir auf die Pessaherstraße. Wie war mir alles so bekannt und doch so nächtlich fremd!

Der Strom war erreicht. Dunkel floß er zu unsern Füßen, und seine Wasser plätscherten an den Steinen der Fährrampe. Aber kein Fährboot war da. Wir schritten im Uferkies aufwärts, und dort fanden wir zu unserm Staunen eine Schiffbrücke. Auch das verstand Tschute. Es war die erste Brücke in Shanghang. Der Laufsteg war schmal und schlecht. Wir hatten Not, nicht fehlzutreten.

Dann ging es hinein ins Gebirge. Zu Füßen ein tosender Fluß, oben die dunklen sich türmenden Berge und der Sternenhimmel.

Die einst so belebte Straße war mit Gras verwachsen. Das Gebüsch an den Seiten hing weit herein. Die Felder waren ungepflegt. Überall hatte das Wasser sich durchgebrochen und floß in breiten Strömen über den Weg. Seit vier Monaten hatte hier Totenstille geherrscht, war hier die Grenze zweier Welten, zwischen denen es keine Verbindung gibt und geben kann.

In einem großen Hause an der Straße kehrten wir ein. Eine Soldatenwache lag darin. Ehemals war hier ein großes Papierlager. Aus den Bergen wurde das Papier in langen Trägerzügen hierher gebracht, um dann in die weite Welt zu gehen. In den Räumen lagen früher die Ballen fast bis unters Dach geschichtet. Nun waren sie leer.

Nach einer Rast ging es weiter. Die Laterne schwankte vor mir her und blendete meine Augen. Ich sah den Weg nicht mehr und hatte Not, auf den groben Pflastersteinen voranzukommen.

Plötzlich bogen wir von der Straße ab. Ein kleiner Weg geht abwärts an den Fluß, geht über eine Brücke, um dann steil in die Berge hineinzuführen, wie in ein unbekanntes Land. Also geht die Reise nicht nach Pessah. Immer, wenn ich des

Weges kam, zu Fuß oder zu Pferd, war mir die Brücke in der Tiefe ins Auge gefallen, die Wasser rauschten so verführerisch herauf. Da regte sich die Wanderlust, einmal dort hinaufzuziehen. Was mochte hinter diesen Bergen sein? Diese Sehnsucht ging nun in Erfüllung, aber so ganz anders, als ich es gewollt.

Der Weg kletterte aufwärts, aufwärts an den Hängen des Sattelberges hin. Keuchend schritten wir voran. Der Schweiß tropfte von der Stirn. Endlich waren wir auf der Höhe. Nach allen Seiten versank das dunkle Land in die Tiefe, in die Nacht. Nur rechts baute sich der Berg dräuend noch höher hinauf. Wir schauten zurück. In der Ferne tief unten lag ein heller Schein; das war Shanghang. Dort ahnte man nichts von unserer nächtlichen Bergfahrt.

Zwischen Kuppen hindurch, an Abgründen vorbei wand sich der Weg. Hohe Kiefern umsäumten ihn; ihre Wipfel zerzauste der Nachtwind. Da lag, zwischen zwei Rücken eingeklemmt, ein kleines Dorf. Die Hunde schlugen an und folgten uns, da wir die gewundene Straße hinabstiegen.

Vor einem Tempel hielt die Gruppe. Eine rote Fahne knitterte im Winde. Der Führer pochte an das Tor. Nach einiger Zeit öffnete sich ein Fensterchen.

„Aufmachen!" riefen die Soldaten.

Schließlich öffnete sich das Tor, und wir traten in den Hof. Man löste die Fesseln von den schlaffen Armen. Eine Bank stand da, wir setzten uns darauf. Der Führer brachte Reis und Tee. Die Kehle war mir zugeschnürt; ich konnte nichts essen.

Bald holte uns der Führer und brachte uns in eine Kammer im Nebenbau des Tempels. Ein Bett war dort mit einem Mückennetz. Ein Bube kroch heraus, rieb sich die schlafvollen Augen und sah uns verwundert an. Dann ging er hinaus, sich

anderswo ein Lager zu suchen. Wir durften in seinem Bette schlafen. Der junge Soldat mit den Freundeszügen stand dabei, bis alles in Ordnung war. Dann ging auch er. Es war ein Freund, der an unserer Seite schritt, wortlos, aber immer voll Sorge.

Wir legten uns zur Ruhe nach Chinesenart, der eine den Kopf oben, der andere unten. Die Hähne krähten schon; es war die höchste Zeit.

* * *

11. Hapessah.

Als wir erwachten, war es längst Tag, doch in der fensterlosen Kammer war es dunkel. Wir klopften an die verriegelte Tür, die sich gleich öffnete. Ein großer kräftiger Mann mit grauem Haar stand freundlich vor uns. Schnell brachte er Wasser zum Waschen und bereitete den Frühstückstisch: Reis und Tee. Beim Frühstück waren mehrere Leute anwesend, freundlich nach Chinesenart. Das einzige was sie sprachen, war ein immerwährendes Bedauern, daß dieses Essen nichts für uns sei: wir könnten nicht dabei bestehen. Die 200 Dollar kamen mir in den Sinn. Ob diese Leute Auftrag hatten?

In einem anstoßenden Zimmer befand sich die Wache. Sechs Gewehre waren im Stand. Auf den Pritschen schliefen die Soldaten.

„Wo sind wir hier? Wie heißt der Ort?"

„Hapessah" lautete die Antwort. Den Namen hatte ich nie gehört.

„Wie weit ist's nach Pessah?"

„40 Li" (= 5 Wegstunden).

„Wieviel Soldaten sind hier?"

„500 Mann."

Ich sann nach. Wir konnten in der Luftlinie nicht weit von Shanghang sein, nur durch das Massiv des Sattelberges von der Stadt getrennt. Aber warum sagte man, daß wir nach Pessah gebracht würden, das sieben Stunden von Shanghang entfernt ist?

Wir zogen uns in den Hof des Nebengebäudes zurück. In der Ecke stand der Herd. Der freundliche Alte hantierte daran herum; er war Koch und Proviantmeister der roten Soldaten. Im Dorf hatte

sich inzwischen die Kunde von der Ankunft der Fremden verbreitet. Nun kamen sie in Scharen — Männer, Frauen und Kinder —, begafften uns und stellten prüfend Fragen.

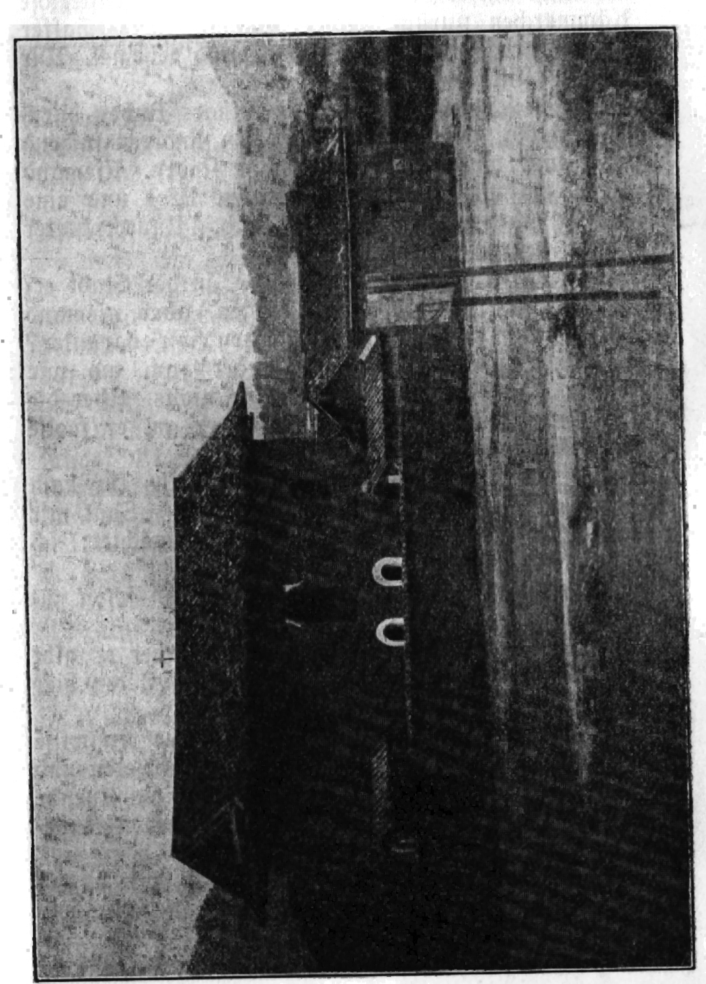
Warum wir gekommen sind? Über diesen Punkt schwiegen wir uns aus. Da machte sich das Völkchen selber den Reim auf den Vers: „Die Fremden sind Geologen und sollen untersuchen, ob in den Bergen Gold und Eisen sei." Ja, die Kommunisten werden das Reich der Freiheit und Glückseligkeit schon errichten, wenn es auch langsam geht. Wieder ein Hoffnungsstrahl in die Herzen dieser schlichten, betrogenen Menschen.

Bald aber sickerte die Wahrheit durch: „Die Fremden sind gefangen und müssen ein Heidengeld bezahlen, sonst sind sie des Todes." Die Leute lächelten: Was sie im Herzen dachten, sahen wir nicht, doch ahnten wir es. Später haben es uns Kinder verraten.

Vier Monate früher. Die Horden der einheimischen Kommunisten waren eingebrochen, die Menschenjagd hatte begonnen. Wer irgendwie im Rufe stand, etwas Geld zu besitzen, wurde eingefangen. Bezahlen oder Sterben! Und sie bezahlten; denn sterben ist so bitter. Nun waren die Kassen leer, die der Reichen und der Armen; und immer noch kam nicht das verheißene Glück.

Die Leute sagten nichts davon, aber keine Stimme zum Lobe des Kommunismus, kein hartes Wort gegen uns. Beide trugen die gleiche Last — sie und wir —, aber sagen durfte man es nicht. Nur ein halbwüchsiger Junge war da, ein Soldatenbursche. Die rote Binde trug er am Arm, während die andern sie in der Tasche hatten. Er stellte sich vor uns hin, die Faust in die Hüfte gestemmt: „Wieviel verkommene Menschen gibt es doch in der Welt!"

Einer gab ihm einen Stoß: „Das sind keine schlechten Menschen!"



* *

Kapelle von Pessah in der Nähe von Shanghang.

Schon einmal verwüstet, wurde sie von Br. Thaddäus wiederhergestellt, diente aber dann aufs neue den Roten als Hauptquartier.

* *

Sonst ist es lustig, mit diesem schlichten Bergvolk zu plaudern. Aber heute war es so schwer. Jede Frage quälte uns, jeder Blick tat uns weh. Warum? — Die Ungewißheit marterte. Ein spitziges Fragezeichen war schmerzhaft ins Herz gefahren und ließ sich nicht entfernen. Wir zogen uns ins fensterlose Kämmerchen zurück. Aber umsonst. Die Gaffer folgten uns, setzten sich auf Bett und Schemel. Wir mußten stillhalten.

In dieser Stunde jagten P. Vikars Buben durch Shanghang, von einem Ende zum anderen suchend nach uns: wir waren nirgends zu finden. Niemand sagte, wo wir waren. Sie hatten Brot und eine Flasche Kaffee für uns bei sich. Unverrichteter Dinge kehrten sie heim.

In der Mission erschrak man. In der Stadt erzählte man sich von Hinrichtungen, aber niemand wußte Namen zu nennen. Waren wir darunter? P. Vikar fragte beim „Engländer" an, wo wir wären. Der lächelte nur und sagte nichts. Aber die für uns bestimmten Sachen nahm er an, er wolle sie besorgen.

Bei uns wurde es einmal doch still. Da kam der graue Koch und hockte sich zu uns. „Sagt mir nur, was ihr braucht und gern essen möchtet; ich werde es besorgen."

Wir überließen alles ihm, wir waren schon zufrieden.

„Was ich kann, will ich gern tun, aber es gibt hier nichts mehr zu kaufen, seitdem die Roten hier sind."

Dann rückte er näher und flüsterte: er wisse wohl, daß wir den überirdischen Gott anbeteten und seine Lehre verkündeten. Doch dieses wohltuende Plauschen war bald zu Ende; wieder kamen Ruhestörer.

Wir bekamen ein gutes Mittagessen, wie es die Leute hier nicht alle Tage hatten. Dann zogen wir

uns zurück, verriegelten die Tür von innen, und da die Soldaten das sahen, verriegelten sie sie auch von außen. Wir waren im Dunkel allein.

Als man uns öffnete, ging es auf den Abend zu. Der Tempel war voll Soldaten. Sie waren in der Frühe mit Trägern ausgezogen und hatten Munition heraufgeholt. Der Koch trug das Abendessen auf; es war gut, aber der Tee fehlte. Wir baten darum. Der Mann ging. Als er aber endlich wieder sichtbar wurde, tat er so unschuldig; Tee bekamen wir nicht. Noch öfter baten wir; immer der gleiche Erfolg. „Die 200 Dollar", dachte ich.

Nach dem Dunkelwerden kam der Koch, nahm unsere Habseligkeiten und führte uns in ein größeres Zimmer. Ein schönes Bett war aufgeschlagen. Auf den harten Brettern lagen Wattedecken. Ein Mückennetz war sauber zurückgeschlagen. Auf dem Tisch brannte eine Lampe. Triumphierend wies der Alte auf das Bett; das habe er für uns zubereitet. Auf das Bett legte er unsere Sachen.

Da kam der Führer der Ortsgruppe herein, ein junger Mann mit verbissenem Gesicht und bösen Augen. Er war am Morgen, noch ehe wir aufgestanden waren, in die Stadt beordert worden, wohl um Weisungen für uns zu empfangen. Eben war er zurückgekehrt. Er ging zum Bett.

„Wem gehören diese Sachen?"

„Uns."

„Nehmt sie herunter."

Wir gehorchten.

„Wer soll hier schlafen?"

„Wir."

„Hier schlafe ich."

Dann setzte er sich an den Tisch und rauchte stumm seine Wasserpfeife. Die Rauchwolken schossen ungestüm aus Mund und Nase. Uns wurde es unheimlich, und wir sehnten uns zurück nach unserm Kämmerlein.

Der Koch kam. Wir baten wieder um Tee. Da rief er den Offizier hinaus. Sie sprachen erregt miteinander, aber ich verstand nur den einen Satz, den der Koch grollend sprach: „Was sie heute gegessen, habe ich von meinem Gelde gekauft."

Als der Offizier zurückkam, drang ein Haufe Soldaten mit herein, darunter der Mentor, der uns heraufgeführt. Wir wollten Platz machen und uns in einen Winkel zurückziehen, aber sanft drückte uns der Freund auf den Stuhl zurück: „Bleibt sitzen!" Darauf setzte er sich zu dem Wüterich auf das Paradebett und begann mit ihm Domino zu spielen.

Die anderen Soldaten begannen uns auszuhorchen. Bald waren sie auf der Frage gelandet, die ihnen am meisten zu schaffen machte: dem Zölibat (Ehelosigkeit).

„Die Kinder der Infantia sind eure Kinder!"

Da half von unserer Seite kein Reden, nur Lachen war die Antwort. Schon wollte ich sagen: Wenn es unsere Kinder sind, wie kommt es, daß wir nur Mädchen haben? Aber ich schluckte das Wort hinunter. Der Heiland sagt: „Wer es fassen kann, der fasse es." Und: „Aus der Fülle des Herzens redet der Mund." Wir hatten im Laufe der Tage manchen Schimpf dieser Art zu hören bekommen.

Es wurde immer später. Wir waren müde und sehnten uns nach Ruhe. Endlich standen die Soldaten auf und gingen. Der Freund suchte den Offizier mitzuziehen. Vergebens.

„Ich schlafe hier!"

„Wo sollen denn diese schlafen?"

Er wies in die Ecke. Dort lag auf zwei Schemeln ein Brett, sonst nichts. Wir waren zufrieden, wir stellten in dieser Beziehung keine Ansprüche mehr.

Der Freund aber schüttelte den Kopf und ging

hinaus. Nach einer Weile kam er mit dem Koch zurück.

„Die beiden schlafen oben."

Und ohne weiter auf eine Antwort zu warten, faßte der Koch unsere Decke, zündete eine Lampe an und schritt voraus. Der Freund griff nach unserem Sack, um ihn zu tragen. Ich duldete es nicht; er war ja nicht schwer. Da wünschte er eine gute Nacht und blieb zurück. Wir haben ihn nicht wieder gesehen.

Nach oben! Wo mochte das sein? Der Tempel hatte kein Stockwerk. Wir schritten zum Tempel hinaus und hinab ins Dorf, der Koch mit der Laterne voraus. Aufrecht ging er und sagte kein Wort. Bald führte der Weg zwischen den Häusern das Tal aufwärts. Ein Bächlein rauschte uns im Dunkel entgegen.

„Aufpassen!" rief der Koch.

Beinahe wäre ich in den Dorfbrunnen gefallen, der ohne Aufbau offen am Wege lag.

Nach einer Weile standen wir vor einem großen Hause und traten durch das Tor in den Himmelsbrunnen. In der offenen Halle saßen die Frauen bei der Abendplauderei zusammen und schauten uns verwundert an, als wir vorüberschritten. Weiter hinten kamen wir in einen Raum, in dem die Männer und Knaben der Familie beisammen waren und rauchten. Als wir eintraten, sprangen sie auf, brachten Stühle und Tee und eine Wasserpfeife.

Man fragte uns nichts, wir sprachen kein Wort. An der Wand hingen einige biblische Bilder von Fugel, in kleinem Format, ohne Glas und Rahmen, nur angeklebt. Die fesselten meine Aufmerksamkeit. Kaum hatten wir getrunken, führte uns der Hausherr in sein eigenes angrenzendes Zimmer, stellte eine Lampe auf den Tisch, wies freundlich auf das große Bett: „Nun könnt ihr ruhig schlafen." Schon war die Tür geschlossen, und wir waren allein.

Wir wußten nicht, wie uns geschah, was all das zu bedeuten hatte. P. Valentin schrie im Schlafe auf. Ich stieß ihn an und fragte, was er geträumt habe? Er erinnerte sich nicht. Ein Geheimnis lag über uns und ließ mich nicht zur Ruhe kommen.

Am andern Morgen, einem Sonntag, schoben wir voll Spannung den Riegel von der Kammertür zurück und traten in das Wohnzimmer. Die Leute behandelten uns mit der selbstverständlichsten Ruhe, als wären wir Gäste, die schon lange anwesend sind. Der Koch war längst in seinem Dienst, unten im Tempel. Der Hausherr, der jüngere Bruder des Kochs, und seine zwei jungen Neffen aus der Stadt gingen um uns herum, uns zu bedienen. In der anstoßenden Küche hantierten die Frauen. Der Bruder in der Stadt war Protestant. Sie selbst waren keine Christen, aber glaubten schon an den einen Gott, den Herrn des Himmels und der Erde.

Jeden Augenblick glaubten wir, die Soldaten müßten erscheinen, um uns zurückzuholen, aber nirgendwo war eine Uniform. Wir wagten nicht zu fragen, was nun aus uns werden solle. Unaussprechbar lag diese Frage in uns, als würde ein einziges Wort den Zauber zerreißen und uns in die frühere Wirklichkeit zurückstoßen.

Die Leute schwiegen auch darüber, und es war, als fürchteten sie eine Frage in dieser Sache. Als der älteste Neffe, ein fünfzehnjähriger Gymnasiast mit Namen „Wolkenwurzel" mit uns allein war, begann er gegen die Roten zu reden. Doch nach dem ersten Wort schon rief ihn die Tante aus der Küche an, zu schweigen. Und wir schwiegen auch.

Nach dem Frühstück führte man uns durch eine hintere Tür hinaus. Zwischen dem langgestreckten Hause und dem aufstrebenden, bambusbestandenen Berg war ein schmaler Gang. Den hatten sie in der Frühe sauber gefegt und das Unkraut von ihm entfernt. Zwei Stühle waren hingestellt. Und hier

in schattiger Kühle verbrachten wir unbelästigt den ganzen Vormittag. Nur die Buben kamen ab und zu.

Nach dem Mittagessen erschien der Koch, nahm unsere Sachen und befahl zu folgen. Die Ruhepause war kurz gewesen, dachte ich. Aber ich war dem Herrgott schon dankbar dafür und gern bereit, zum Früheren zurückzukehren.

Hinter dem Koch her schritten wir über die Straße. Auf der anderen Seite stand an den Berg gelehnt ein schmales Häuschen. Unten war ein Schuppen für Stroh und Brennholz, oben mehrere kleine Kammern und ein etwas größerer, zur Straße offener Raum. Das ganze Haus entlang zog sich eine schmale, hölzerne Veranda.

Über eine steile Steintreppe stiegen wir hinauf. In dem größeren offenen Raum stand ein feines, für weichliche Europäer berechnetes Bett, wenn auch noch lange nicht so weich wie in Europa. Ein sauberes Mückennetz hing darüber. Ein Tisch war noch da und mehrere Schemel. Im Hintergrund hing ein Götzenbild, davor stand der Opfertisch. Hier sollten wir bleiben.

Der Koch war militärisch kurz. Wir hatten uns nun schon lange daran gewöhnt. Seit vielen Tagen hieß es bei uns nur mehr: „Du sollst!" und nicht mehr: „Was gefällig?" Aber hier war alles Liebe und Freundlichkeit. Auch ans Quartierwechseln waren wir gewöhnt, und so hatten wir uns schnell eingerichtet und in die neue Umgebung eingelebt.

Und nun begann eine Zeit der Stille und Ruhe. Zehn Tage sollten wir hier bleiben, ohne jede Sorge, allein mit uns und dem Herrgott. Nur daß wir gefangen waren! Ja, das quälte, doch zuweilen habe ich's vergessen.

Was an die Vergangenheit erinnerte, war nur das Teufelsbild im Hintergrunde. Aber der Teufel muß schweigen in der Gegenwart Gottes; er muß im Hintergrunde bleiben.

O Erdenplätzchen! Nie ist mir eins ans Herz gewachsen wie du. Meine Seele wallfahrtet allzeit zu dir.

Ein Dutzend Quadratmeter, ein Bett, ein Tisch, einige Schemel, das war unser Reich. Die Kammern waren bewohnt von alten Leuten und einigen Kindern, die in großer Erfurcht um uns herumgingen. Bisweilen setzten sie sich auf die Schemel an der Wand, doch sprachen sie nicht, wenn wir nicht zuerst sprachen. Auf der oberen Treppenstufe saß Tag für Tag eine Greisin, sang sanfte Klagelieder und weinte: die Freundin ihres Lebens war gestorben.

Zur offenen Veranda schaute der Bambuswald herein, freundlich und doch unnahbar. Westlich schoben sich, noch eben für unsere Blicke zu erreichen, die Berge übereinander. Wir schauten zu, wie die schlanken Bambusstämme sich röteten im Morgenlicht, wie sie sich bogen im Mittagswind, und wie ihre Farben leis verklangen, grau in grau, in der Abenddämmerung. Und das feine rötliche Gefieder der Blätter zitterte vor Freude, zitterte vor Weh. Bald verstanden wir seine Sprache: Freude und Weh, so wunderlich gemischt, das ist das Erdenleben.

Zu essen bekamen wir die einfachste Kost dieser Leute, gereicht mit warmer Liebe um Gottes willen, wie man uns immer wieder versicherte. Zum Trinken brachte man uns Tee und dann und wann auch Reiswein.

Und von der Stunde an, da es uns gut zu gehen begann, rang in weiter Ferne ein Mutterherz mit dem Tode, um schließlich zu brechen. Das war der Tag der beginnenden Befreiung. Und zur Zeit, da es gut ging, sorgten sich die Herzen der Unsrigen in Shanghang und Swatow und flehten zu Gott um Erbarmen. Sie wußten nichts von uns. Gemeinschaft der Seelen in Gott, weltumspannende und überwindende Solidarität, heiliger Kommunismus!

Kein Soldat ließ sich in unserer Einsiedelei blicken, als scheuten sie irgendeine Macht. Es wäre ein Leichtes gewesen zu fliehen. Das Abenteuer lockte, aber der Wille sagte: Nein. Denn in Shanghang waren vier, die nicht fliehen konnten. Die hätte man an unserer Statt gefangen und gestraft. Auch durften wir es unsern Gastgebern nicht antun; denn sie schienen sich für uns verbürgt zu haben.

Lästige Besucher kamen nur noch wenige. Nach den Mahlzeiten setzten sich die Familienmitglieder zu uns und erzählten. Nach und nach wurde ihre Zunge gelöst, und sie sprachen auch von dem, was ihr Herz bewegte.

Eines Tages kam der Koch, diesesmal mit der roten Binde am Arm. Breit pflanzte er sich vor uns auf den Stuhl und schrie uns die Lehre des Kommunismus vor, so laut, daß man unten im Dorf wohl jedes Wort verstehen konnte. Darauf machten wir Einwendungen. Da verlor der Mann seine trotzige Haltung. Fast flüsternd gestand er uns, daß alles eben nur leere Worte seien, daß das Volk an Stelle des Glückes nur Verelendung finde. Aber laut dürfe man das nicht sagen.

Doch die Stunde wird kommen, daß das Volk es laut hinausschreien und die unerträgliche Last von den Schultern werfen wird.

Jeden Abend würde die Gemeinde, Männer und Frauen, durch Trompetenstöße zur Versammlung gerufen. Anfangs seien alle erschienen; dann aber seien sie der leeren Phrasen satt geworden, und nun gingen nur noch wenige hin. Wir fragten am Morgen oft, was ihnen vorgetragen würde. Immer dasselbe; die Agrarfrage, die Arbeiterfrage, die Frauenfrage, das ganze Evangelium des Kommunismus.

Es gibt eine soziale Not in diesen Gegenden. Die Masse der Bauern sind Pächter, die jährlich den hohen Reiszins abliefern müssen und bei aller Anstrengung kaum das Allernotwendigste für sich ge-

winnen. Doch sie waren nicht immer Pächter; einmal saßen auch sie auf freier Scholle. Aber der Bauer muß zuweilen Geld leihen. Der Zinsfuß ist unerträglich hoch, 25, 30 Prozent. Wer kann ihn bezahlen? Skrupellose Spekulanten entrissen durch ungerechte Machenschaften herzlos die Ländereien und verewigten das Zinsverhältnis. Der Bauer wurde zum Pächter.

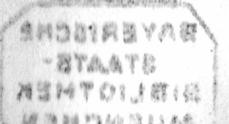
Das Bergvolk lebt zum Teil von der Papierherstellung. Doch der Papierhandel ist hier und da Monopol einiger Kaufmannsfamilien, die den Einkaufspreis gewissenlos immer tiefer drücken und sich von der Not der Armen mästen. Dieser Ausdruck ist nicht übertrieben. Man muß diese Leute gesehen haben, wie sie, Vater und Söhne, feist hinter den Rechnungsbüchern sitzen.

Der Haß hat sich eingefressen in die Herzen der Entrechteten. Sie haben ja keinen Gott und keine selige Armut in Gott. Ohne Lebensmöglichkeit wird der Bergler nur zu leicht zum Wegelagerer und bei Gelegenheit zum Kommunisten.

Der Chinese braucht nicht viel zum Leben. Eine Kleinigkeit genügt ihm. Diese Kleinigkeit fehlte früher nur zu oft. Da kamen die Roten — und die Kleinigkeit ging ganz aus. Die Armut wurde unter roter Herrschaft zum Elend.

Denn aufbauen können nur Ideen, und nur der Geist kann Ideen gebären. Der Kommunismus ist ideenarm. Sein Vater ist der Materialismus, der den Geist leugnet; seine Mutter die Habsucht, jene Dirne, die dem Meistbietenden sich hingibt. Und die Kinder sind Raub und Mord, zerstörende Kräfte.

Gleich in den ersten Tagen wurde verkündigt, daß die Länder eingeteilt würden, gleich und gleich. Die Bevölkerung stimmte zu, denn die Besitzer fürchteten sich, und die Besitzlosen hofften. Aber bis zur Stunde ist das Land nicht geteilt. Die Bauern sind nach der Teilungsparole nicht mehr aufs Feld ge-



gangen; denn keiner wollte arbeiten, wo er nicht wußte, ob er ernten durfte. Die Reisfelder brauchen viel Pflege. Nun waren sie verwildert, ohne Wasser. Die Ernte stand vor der Tür, wenig Frucht war zu erhoffen, und für das kommende Jahr drohte der Hunger. Die Pächter durften den Reiszins nicht abliefern, aber auch nicht behalten. Die Soldaten hoben ihn ab. Fiel die Ernte aus, so war zum Reiskaufen kein Geld vorhanden. Das Bargeld hatten die Räuber erpreßt. Handel und Verkehr stockten. Die Kassen blieben leer.

Der Arbeitslohn wurde auf acht Groschen erhöht, während er früher nur vier bis fünf Groschen betrug. Die Arbeiter jubelten, doch bald kam die Enttäuschung. Früher bekamen sie vier Groschen und Arbeit. Jetzt standen ihnen acht Groschen zu, aber die Arbeit fehlte. Die Arbeitgeber stellten die Betriebe ein. Die Arbeiter saßen daheim, feierten und hungerten; nicht einmal für Tabak, der so billig ist, wollte es mehr reichen. Trotzdem, wenn sie einmal Arbeit finden, sind ihnen acht Groschen sicher.

„Die Arbeiter und Bauern liegen mir so sehr am Herzen", hatte Tschute gesagt: aber sein Bild, vor kurzem noch so vergöttert, begann in den Herzen zu verblassen. Noch schwiegen sie, denn sie fürchteten die Gewehre.

Der Kommunismus hat eine Schwester, die freie Liebe, und sie sind unzertrennlich. Hervorgegangen ist sie aus der Verbindung des Materialismus mit der Begierlichkeit des Fleisches. „Das Weib ist frei!" — im Sinne von Freiwild — wurde dem Dorfvolk allabendlich verkündet, der Kostenpunkt genau geregelt, Tarif der Sünde. Und Schlimmeres noch erzählen sie. Die Jungen lachten, die Alten schwiegen. Wenn diese Saat einmal keimt und aufgeht, wird sie schaurige Früchte tragen.

Das Volk in unserer Mission hat einen inneren Hang zum Materialismus; es ist dem Geiste abge-

wandt. Der Materialismus kann nur durch das Christentum überwunden werden. Nur der Heilige Geist, der das Innere des Menschen um und um schafft, wird die Geistlosigkeit heilen. Nur das evangelische: „Selig die Armen im Geiste“ in Verbindung mit dem: „Es ist schwer für einen Reichen, in den Himmel einzugehen, aber bei Gott ist kein Ding unmöglich“, wird die sozialen Wunden heilen. Komm, Heiliger Geist!

Unser Hausherr schaute immer wieder zu Gott empor, der wohl alles einmal ändern würde, und wir bestärkten ihn in diesem Glauben.

Eines Tages wollte ich mir etwas Bewegung verschaffen. Ich begann in meinem Reiche auf und ab zu gehen, fünf Schritte hin, fünf Schritte her. Da gab der Fußboden nach und ich versank mit meinen Beinen in der Tiefe. Eine Waschschüssel, die auf einem Schemel stand, goß ihren Inhalt über mich.

Die erschreckten Leute stürzten herbei und sahen sich den Jammer an. Das Bein, das einige Schrammen hatte, wurde in Behandlung genommen, mit einer Aufmerksamkeit, die mich in Erstaunen setzte. Der Schaden war gar nicht groß. Darauf wurden die Fußbodenbretter festgenagelt.

Das chinesische Haus droht unter den Tritten des Europäers zusammenzubrechen. Ein paar Nägel, die früher nicht nötig waren, werden es zusammenhalten, daß es den Tritten widerstehen kann. Dann wird man den fremden Hund nicht mehr schimpfen.

* * *

12. Eine Heldentat.

In Shanghang wußte man nichts von unserm Verbleiben, bis schließlich ein Brief ankam, den wir durch unsere Wohltäter heimlich in die Stadt bringen ließen.

Missionshaus, Schule und Kirche waren nach wie vor Kaserne. Zum Schwesternhaus pilgerten die Kranken. Eine Reihe Eltern und Ammen von Infantiakindern kamen in Begleitung von Soldaten mit Ausweisen, die ihnen das Recht gaben, die Kinder mitzunehmen. Das kostete manchen harten Kampf. Aber die Kinder waren nicht mehr im Hause, und so mußten sie unverrichteter Dinge heimgehen.

Die Rote Armee dehnte inzwischen ihr Aktionsgebiet immer weiter aus. Die meisten Kampftruppen hatten bereits die Stadt verlassen und waren ins Feld gezogen. Am 1. Oktober räumten die letzten Soldaten die Mission. P. Vikar ließ sofort alle Türen schließen und rettete aus der Kirche die Mutter-Gottes-Statue, die unbeschädigt den Sturm überstanden hatte. Im Schwesternhaus fand sie einen Ehrenplatz. Es war ja Rosenkranzmonat, und die Rosenkranzkönigin ist die Patronin unserer Mission.

Kaum war das Werk vollbracht, kam der Befehl von der Obrigkeit, die Tore unverzüglich wieder zu öffnen; denn die Ruinen seien öffentlicher Besitz. Die Kirche sei Versammlungslokal, Missionshaus und Schule ständen auswärtigen Roten als Unterkunft zur Verfügung. Das Schwesternhaus sei Lazarett und den Schwestern belassen; doch müsse ein chinesischer Arzt dort einziehen und die Leitung übernehmen.

Kaum waren die Tore geöffnet, drangen Hunderte — Männer, Frauen und junges Volk — ein und plünderten die Mission aus. Tische, Stühle, Bänke, Betten und Schränke, alle Möbel, auch die Türen und Fenster, trugen sie fort. Es blieben nur die nackten Wände. Die Bücher wurden kurz und klein zerrissen, kaum noch ein ganzes Buch blieb übrig. Die Summa des hl. Thomas (Ausgabe Leonina) ist spurlos verschwunden.

Aus der Kirche schleppte man das Harmonium, Bänke, Kreuzwegstationen, Sakristeischränke und beide Seitenaltäre. Die bunten Fenster wurden durch Steinwürfe zertrümmert. Nach dem Raub stand nur noch der Hauptaltar unversehrt.

Schon hatten die Räuber die verangelte Tür der Sakramentskapelle erbrochen, um in der Infantia die Plünderung fortzusetzen, — schon drang eine johlende Menge in die oberen Kinderschlafzimmer — da stürmten zwei Soldaten, die sich gerade Medizin holten, die Treppe hinauf und warfen sich der Menge entgegen. Das feige Pack ergriff die Flucht. Darauf vernagelten die Soldaten die Tür mit Querbalken. Dann räumten sie die Kirche und schlossen die Türen. Darauf trieben sie das Gesindel aus der ganzen Mission.

Am 2. Oktober ein anderes Bild. Ein Heer von Frauen trat an mit Besen und säuberte Mission und Kirche von allem Unrat. Die Kirche selbst und der Kirchweg wurden festlich geschmückt mit Girlanden, Fahnen und elektrischem Licht.

Am folgenden Tage begann unter Glockengeläute die große Räteversammlung. Vor dem Hochaltar stand das Rednerpult. Von hier aus hielten die Führer des Kommunismus, Tschute und andere, ihre Hetzreden an das Volk, die mit großem Applaus aufgenommen wurden. Unter Trompetenschall wurden den kommunistischen Weibern die Haare geschnitten. Über uns wurde beschlossen: Wenn die

Fremden 10 000 Dollar bezahlen, sollen sie frei sein, und ihre Gebäude sollen nicht eingeäschert werden, sondern für kommunale Zwecke erhalten bleiben. Die Mennonitenmission in der Stadt wurde dem Erdboden gleichgemacht, später auch die englische; denn sie hatten niemand erwischt, der bezahlt hätte. Die Räteversammlung schloß mit einem großen Bankett.

Inzwischen hatten die Schwestern Gelegenheit, ein Werk der Liebe zu üben. Die Mutter unseres Dieners war mit der kleinen Matthia allein im Hause zurückgeblieben. Der Schrecken und die Sorge um die geflohenen, verfolgten Angehörigen brachten sie an den Rand des Grabes. Die Schwestern holten sie in die Infantia. Schw. Kunigunde trug sie auf ihren starken Armen mitten durch die gaffenden Roten über die festlich geschmückte Kirchstraße. Mit hingebender Liebe wachten die Schwestern, obwohl sie am Ende ihrer Kräfte angelangt waren, bei der Kranken Tag und Nacht, bis sie am Tage vor dem Rosenkranzfest in Gott sanft die Augen schloß.

Seit der Abreise der Schwestern war keine Nachricht mehr von unten gekommen. Wir waren von der Umwelt abgeschnitten. Da stand in den Morgenstunden des 5. Oktobers plötzlich Br. Thaddäus vor P. Vikar. Er hatte die schwierige Reise vollbracht.

Als er in Swatow das Geld erhalten, gab es für ihn keinen Halt mehr. Einen Teil des Geldes versteckte er in einer hohlen Bambusstange, wie sie von den Chinesen zum Tragen gebraucht wird. Einen anderen Teil klebte er zwischen die Blätter zweier Bücher, die er zur Medizin in ein Köfferchen legte. Den dritten Teil verbarg er hinter dem Gürtel. Nun machte er sich mit dem Christen, der ihn begleitet hatte, auf den Weg aufwärts.

In Tschaotschu traf er den Apostolischen Präfekten, der auf die Kunde von der Ankunft der

Schwestern in Swatow sofort von Tschemping aufgebrochen war. Br. Thaddäus hatte hohes Fieber. Er unterdrückte es mit allen Mitteln und ließ sich nicht aufhalten. Bald war Fungsi mit dem Schiff erreicht. Nun mußte er zu Fuß weiterwandern.

Zwei Stunden hinter Fungsi mußten die weißen Linien passiert werden. Die Posten hielten ihn an:

„Wo willst du hin?"

„Ich habe im nächsten Dorf zu tun."

„Im nächsten Dorf sind die Kommunisten; dort kannst du nicht hin."

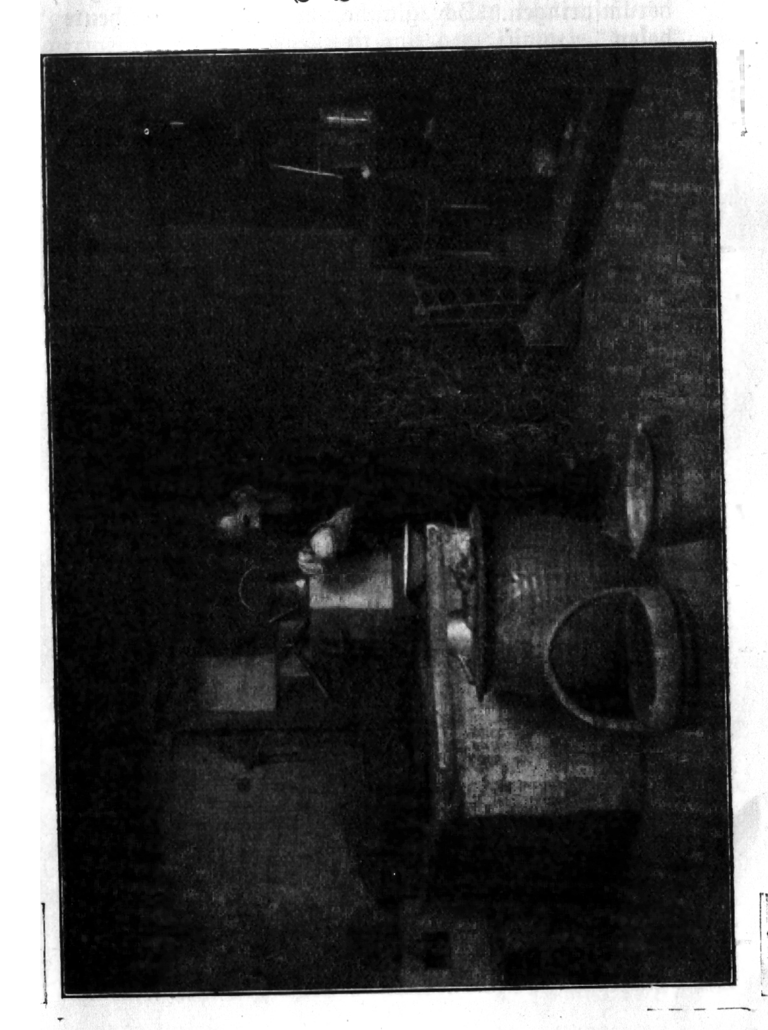
„Das glaube ich nicht."

Da half kein Reden, Br. Thaddäus strebte weiter. Die Soldaten, die ihn kannten — sie hatten lange am Pessaher Wege gelegen —, rannten ihm nach und suchten ihn zu halten, freundschaftlich. Umsonst. Da ließen sie ihn, wie einen Irren, ziehen.

Am Übergang der Shanghanger Straße über den Strom war es gefährlich. Da suchte er sich zwischen den Bergen weiter unten einen Kahn und setzte über. Bald waren die roten Posten erreicht. Er wagte nicht, seinen Reisepaß, der das Geld erwähnte, zu zeigen. Da gab's ein Streiten und ein Reden; alles wurde untersucht, aber nichts gefunden. Der Bruder sagte nur, er müsse die Medizin nach Shanghang bringen. Auch hier ließ man ihn ziehen. Gottes Engel geleiteten ihn. Die Begleiter waren unterrichtet, die Tragstange und das Köfferchen nach Shanghang zu bringen, wenn er gefangen würde.

Zwei Stunden nur noch bis Shanghang — — da verließen ihn die Kräfte. In einer Herberge am Wege mußte er übernachten. Am nächsten Morgen nahm er eine Sänfte und zog weiter. Ein Bube, der von weit her kam, hatte sich müde angeschlossen. Den setzte der Bruder bald in die Sänfte und ging selbst zu Fuß.

Bald war die Stadt erreicht. Aber er gönnte sich keine Ruhe. Schnell das Geld zur Kommandantur;



* *
*

Bruder Thaddäus Nowak, der treue Retter unserer Missionare. In der „Küche" zu Engteng.

* *
*

denn morgen ist das Rosenkranzfest, das Patronatsfest der Mission, da müssen die Gefangenen frei sein.

An diesem Tage stand P. Valentin so oft auf der Veranda und schaute die Straße hinab. „Ich sehe dauernd den Br. Thaddäus vor meinen Augen herumspringen. Ich glaube, er kommt uns heute holen."

Ich lächelte, ich konnte nicht daran glauben. Wenn alles gut gegangen war, so konnte der Bruder von Swatow zurück sein. Da wir aber noch nicht frei waren, so schien mir das Unternehmen eben auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen zu sein. Ich hoffte nicht mehr.

Am Abend kam ein Brief von P. Vikar und das Paket, das er am Tage nach unserer Wegführung dem „Engländer" übergeben hatte. Das Brot war inzwischen verschimmelt, der Kaffee ungenießbar. Aber wir freuten uns, endlich Nachricht zu haben aus der Stadt.

Das hochheilige Rosenkranzfest mußten wir ohne hl. Opfer verbringen; das war hart. Niemand wußte, daß wir Hochfest hatten; keinem hatten wir etwas davon gesagt. Doch in aller Frühe schon wurde uns unser Salon ausgefegt. Mittags und abends bekamen wir ein feines Festtagsessen mit Hühnerfleisch und Wein, und den ganzen Tag brachten uns die braven Leute Zuckerwaren und andere Leckereien, daß es uns fast zuviel war.

Wie ist Gott so gut! Er ist so zart, wie nie eine Mutter es sein kann. Der Mutter ist es eigen, an die Kleinigkeiten dieses Lebens zu denken und das Kleinste zur Freude der Kinder zu ordnen. Und aus diesen kleinen Aufmerksamkeiten spricht ihre Liebe so warm, so bezaubernd zum Herzen des Kindes. Viel aufmerksamer als die Mutter ist Gott. Auch das Kleinste hat er von Ewigkeit her bedacht und wundersam gefügt, daß es in der Zeit sei zu unserer Freude und Erquickung. Hier und da läßt er es

den Menschen begreifen, damit er lerne, sich in allem ganz und rückhaltlos in seine Arme zu werfen, nur ihm anzugehören.

Der Montag kam; nach dem Feste ward es auch für uns Alltag. Unsere Leute hätten schon längst gern gewußt, wieviel wir zu bezahlen hätten. Wir verweigerten jede Auskunft mit dem Hinweis, diese Angelegenheit werde in Shanghang geregelt, wir aber seien ohne jede Nachricht aus der Stadt.

Der Hausherr hatte Mitleid mit uns und wollte uns zu Hilfe kommen. Am andern Tag kam er so geheimnisvoll:

„Ich weiß es nun, wieviel ihr zahlen müßt; ich habe mich erkundigt. 80 000 Dollar müßt ihr im ganzen zahlen, 50 000 habt ihr schon bezahlt, und 30 000 müßt ihr noch zahlen. Solange die noch nicht bezahlt sind, bleibt ihr gefangen."

Mir graute vor der Phantasie dieses Volkes. Es war gewöhnt, nur mit Pfennigen zu rechnen, Entfernungen nur nach Wegstunden zu beurteilen, die Dinge nach Lasten zu wiegen und auf dem Rücken fortzutragen, Häuser höchstens einstöckig zu bauen, und das konnte nur einer, der Geld hat. Im Ausland aber gab es Eisenbahnen, Schiffe und schwindlig hohe Häuser; wie reich mußten die Ausländer sein, die Prinzen aus dem Märchenland!

Und diese Märchenprinzen kamen ins Land, bauten Häuser, die über die Stadtmauern schauten, und weite, hohe Räume, die Hunderte von Menschen fassen konnten! Was das ein Geld kostet! Unsere Häuser sind gewiß keine Luxusbauten, und die Einrichtung ist nach europäischen Begriffen arm und fordert von einem weichlichen Europäer viele Abtötung. Wollte man in Europa so leben, würde man uns für überspannte Aszeten oder Heilige verschreien. Aber für das Innere des Landes sind diese Häuser bis jetzt noch zu hoch, treten zu vornehm auf. Im Reich der Blinden ist der Einäugige König.

Vom „Engländer“ mußten wir uns einmal sagen lassen: „In Deutschland seid ihr arm, wie ihr betont, und müßt das Geld zusammenbetteln, und hier baut ihr euch Paläste. Ist das gerecht?“ O Gott, diese Paläste, durch die der Nordwind pfeift und die Glieder erstarren läßt! Diese Paläste mit den Luxusbetten: auf zwei Böcken ein Brett und eine Strohmatratze darauf! Aber wir dürfen kein Ärgernis geben, wenn es sich vermeiden läßt. Wir müssen zum Volke hinabsteigen, da es seelisch nicht zu uns emporsteigen kann. Wir müssen uns selbst entäußern und Knechtsgestalt annehmen, um die Mühseligen und Beladenen an uns zu ziehen. Das allein wird unsere Erhöhung und unsere Ehre sein. Wir müssen Stellung nehmen gegen die Auffassung vom „Gesicht“, gegen den falschen Ehrbegriff der Chinesen. Da dürfen wir selber ihm nicht huldigen. Worte tun's nicht, das Beispiel reißt hin. Die hohen Paläste, die aber in Wirklichkeit keine sind, trennen uns vom Volk.

Des Chinesen Natur ist zum Rechnen veranlagt. Er zählt die Steine, berechnet die Kosten des Hauses, und denkt: „Die haben Geld.“ Eines Tages schenkten mir die braven Leute ein Päckchen Zigaretten. Einen Groschen, ungefähr 15 Pfennige, hatten sie gekostet. Da ich nichts zu tun hatte, rauchte ich sie vom Morgen bis zum Abend auf. Und die Chinesen steckten die Köpfe zusammen und rechneten: „Das macht im Monat so und so viel. Wer sich das leisten kann!“ Sie glaubten, ich höre es nicht, aber ich verstand es doch. Das Blut schoß mir ins Gesicht. Zur Entschuldigung sagte ich, daß ich den ganzen Tag nichts zu tun hätte, aber es war keine Entschuldigung. Die lieben Leutchen waren verlegen, wie ertappte Buben. Dann sprachen sie von etwas anderem. Unser Brot war verschimmelt, sie sollten es den Hühnern geben. Da war aber noch ein Zentimeter ohne Schimmel, und sie konnten es nicht

begreifen, daß sie das wegwerfen sollten. Sorgfältig schnitten sie es ab und aßen es selber.

Ich sagte dem Manne, daß ich wenig Hoffnung habe. Denn wie sollte das Geld heraufgeschafft werden? Unter den gegebenen Umständen sei es unmöglich. Er wollte mich trösten und sagte, das wüßten die Roten nur zu gut, daß jetzt kein Geld heraufgeschafft werden könne. Man würde geduldig warten, auch viele Monate. Nur müßten wir all die Zeit hier bleiben. Aber er wolle für uns sorgen.

Es wurde Dienstag, der 8. Oktober. Viele Monate noch, ich war zufrieden. Die großen Festtage waren vorübergegangen: das Fest des hl. Schutzengels — das Fest der hl. Theresia vom Kinde Jesu, der Patronin aller Missionen — das Fest des hl. Franziskus, des Bräutigams der Armut — das Fest der Rosenkranzkönigin, der Patronin unserer Mission. Anfangs träumte ich, daß an diesen Tagen Wunder geschehen würden. Bald sah ich die Torheit dieser Gedanken ein; Gottes Weisheit und Macht ist nicht an Zeiten gebunden. Wir hatten die Feste mit Innigkeit gefeiert und mußten auf alles Äußere verzichten. Nun überlegte ich, welches Fest demnächst falle, um mich darauf vorzubereiten; denn ich hatte so viel Zeit. Christi Königsfest nahte; noch drei Wochen waren bis dahin.

Plötzlich sprang ein Junge die Treppe herauf, sprang mitten in meine Gedanken.

„Es ist jemand gekommen, einer mit einem langen Bart!“

Wir glaubten nichts anders, als daß P. Vikar uns auch in diesem Bergnest besuchen würde. P. Valentin sprang an die Brüstung und rief hinunter: „P. Vikar, P. Vikar!“

Da kam es die Treppe hinauf, und vor uns stand — Br. Thaddäus.

Wir hatten keine Zeit zur Begrüßung, keine

Zeit zum Fragen, zum Erzählen. Br. Thaddäus schüttelte alles ab:

„Wir müssen fort, schnell, schnell! Wir müssen fort!"

Wir begannen, die Sachen zu packen. Dem Bruder ging es nicht schnell genug. Der Hauswirt kam. Es war Mittagszeit, wir sollten wenigstens noch essen. Der Bruder sagte nur:

„Wir müssen fort!"

Zwei Männer, die mitgekommen waren, nahmen die Sachen auf den Rücken. Dankbar verabschiedeten wir uns bei unsern Wohltätern. Möge Gott ihnen die Gnade des wahren Glaubens schenken! Schon standen wir auf der Straße, schon schritten wir das Dorf hinunter, im Bogen um den Soldatentempel herum. Meine Knie wankten.

Noch waren wir nicht weit, da stürmten zwei rote Führer hinter uns her.

„Ihr dürft nicht fort! Ihr müßt wenigstens warten bis morgen!"

Br. Thaddäus wies den Ausweis vor. Darin stand, daß die beiden Fremden ihm auf dem Wege zu übergeben seien.

„Das genügt nicht für uns, ist für uns wertlos. Ihr dürft nicht fort; ihr müßt erst bezahlen."

Der Bruder wies die Quittung vor, daß er bezahlt habe.

„Das genügt nicht, ihr müßt zurück!"

Inzwischen ließ Br. Thaddäus jedem heimlich einen Dollar in die Tasche gleiten; die Mienen wurden heller. Einer wollte mit in die Stadt gehen, und wenn nicht alles in Ordnung sei, sollten wir wieder mit zurückgehen; ob wir bereit seien. Wir sagten nicht ja und nicht nein. Wir machten uns auf den Weg, der Führer hinterdrein. Bald kam ein Soldat gerannt und schloß sich dem Zuge an. Ich war am Ende meiner Kraft; die Füße

schwankten. Der gute Bruder mußte mich fast den hohen Berg hinabtragen.

An der nächsten Wache schlossen sich zwei weitere Schützen an; ein vierter kam noch hinterhergestürmt. Sie nahmen P. Valentin und mich in die Mitte; der Bruder durfte frei voran. Er begann zu erzählen. Der Weg war lang.

Gleich nach seiner Ankunft in der Stadt hatte er das Geld dem „Engländer" überbracht, damit wir schnell frei würden, um das Rosenkranzfest daheim feiern zu können. Der „Engländer" schrieb den Befehl zur Freilassung und gab ihn weiter.

Der Tag verging, wir kamen nicht. Das Rosenkranzfest verging, wir kamen nicht. Es wurde Montagnachmittag, und noch waren wir nicht da. Die Angst wuchs. Br. Thaddäus sagte: „Und wenn es meinen Kopf kostet, ich hole sie."

P. Vikar lud den „Engländer" zu einer Tasse Kaffee ein. Der Kaffee schmeckte ihm gut, er wurde gesprächig. Man fragte, warum wir noch nicht da seien.

„Das weiß ich nicht, ich habe alles getan. Morgen werden sie bestimmt kommen."

Br. Thaddäus bat um einen Ausweis, um uns zu holen.

„Du weißt ja gar nicht, wo sie sind."

„Das weiß ich doch."

„Es geht trotzdem nicht, daß du sie holst."

„Aber wenn sie morgen kommen, so möchte ich ihnen wenigstens entgegengehen."

Das war ein Ausweg. Der „Engländer" schrieb einen Paß, daß er uns entgegengehen und uns in Empfang nehmen dürfe. Nicht mehr.

Am anderen Morgen machte sich der Bruder auf den Weg. Auf dem Berge traf er Soldaten, die abwärts zogen.

„Wohin?"

Er zeigte den Ausweis.

„Heute geht es nicht. Morgen. Du mußt warten.“

Schließlich kam er zum Tempel. Die Soldaten wiesen ihm ein Zimmer an zum Wohnen. Br. Thaddäus trat nicht ein, er wollte zu uns. Einer ließ sich herab, ihn zu führen, und ehe die Soldaten es sich versahen, waren wir auf dem Wege zur Stadt.

Warum morgen und nicht heute? —

Fupatse wollte uns nicht so leicht freigeben, nachdem wir einmal unter seinen Krallen waren. Die 10 000 Dollar hatte Tschute eingesteckt; Fupatse wollte auch etwas haben. Die Leute hatten diesen Morgen so viel getuschelt, das Wort Fakaten kam so oft vor. Vielleicht sollten wir in der folgenden Nacht dorthin geschleppt werden, hoch in die Berge, in das Lager des Wolfes. Aber es gab noch einen Herrgott, und in diesem Falle noch einen Bruder Thaddäus.

Wir kamen zur Stadt. Die Pessaherstraße führte nicht mehr weit an der Mauer entlang zum Osttor. Durch den Mauerwall war ein breiter Weg gestochen. In der Stadt stießen wir auf den Führer der Truppe, der Br. Thaddäus auf dem Berge begegnet war. Er übernahm das Kommando, ohne uns eines Blickes zu würdigen. Wir wurden von Pontius nach Pilatus geschleppt, von einem Tempel zum anderen. Überall mußten wir im Hofe warten, während drinnen lange Verhandlungen geführt wurden. Endlich gelangten wir zur Heeresleitung, wo wir eintraten, während die Soldaten draußen warten mußten.

Dort sagte man, es sei doch alles in Ordnung, wir seien frei. Sie gaben uns einen Schein zum freien Passieren der Wache. Als wir hinaustraten, schlossen die Soldaten sofort wieder den Kreis um uns. Da sprang ein Schreiber heraus:

„Ihr habt mit diesen Leuten nichts mehr zu tun!“

Die Soldaten erblaßten. Vorgebeugt, hilflos, wie

versteint sahen sie uns nach, wie wir durch die Wache gingen. Was fürchteten sie, daß sie uns nicht lassen wollten?

Frei! Ohne Gewehre schritten wir durch die Straße. Die Soldaten höhnten nicht. Die Leute schauten zu uns empor, schweigend wie immer. Sie trugen mit uns die gleiche Last, der Stunde dunkle Pein. In der Mission empfing man uns mit Freude.

Wir aber gingen zum Heiland im allerheiligsten Sakrament; wir hatten ihn so lange entbehrt. —

* * *

13. Gerettet.

Wir waren daheim. Aber wie sah unser Heim aus! Im Missionshaus ein Meer von Papier, keines meiner Bücher mehr zu finden. Die Kirche entweiht, verödet, die Fenster zertrümmert. Das Schwesternhaus verwüstet, die Möbel zerschlagen, Tische ohne Platten, Betten ohne Bretter, auf dem Boden Schubladen, zerrissene Koffer, zerfetzte Bücher und Papier. Nur zwei Räume waren fast unversehrt, das Oratorium und das Eßzimmer der Schwestern. Als die Soldaten ausgezogen waren, fehlten nur einige Bestecke. Selbst die Kanne mit dem Kaffee, den die Schwestern am Tage der Gefangennahme nicht mehr trinken konnten, stand noch unberührt da.

Trotzdem fühlten wir die Freiheit und freuten uns ihrer.

Nun kam die Frage der Abreise, denn unsers Bleibens war nicht hier. Wir konnten den Bösen nicht trauen; mit dem Teufel läßt sich nicht verhandeln.

Ein Schiff wurde gesucht und gefunden. Am Abend ging P. Vikar zum „Engländer" nach dem Reisepaß. Am andern Morgen um 5 Uhr wollten wir fahren. Nur der Sekretär war da. Er sagte, daß keine Schwierigkeit bestünde. Leider könne er keinen Paß ausstellen. Um 5 Uhr morgens würde er ihn schicken.

Die Nacht verging, es wurde Tag; der Paß kam nicht. P. Vikar schrieb an den „Engländer" und lud ihn zum Kaffee ein; er erschien nicht. Da liefen ohne Auftrag die Buben zur Kommandantur, drangen in das Zimmer des „Engländers", der auf dem

Bette lag und schlief, rüttelten ihn wach und sagten, er solle in die Mission kommen. Aber er kam nicht. P. Vikar und Br. Thaddäus gingen zu ihm. Da schützte er Schwierigkeiten mit dem Gelde vor, das wir bezahlt. Auch diese wurden gelöst. Endlich am Mittag des 10. Oktobers hatten wir den Paß in den Händen. Der „Engländer" lachte höhnisch, als er ihn auslieferte. „Nun geht und macht uns schlecht!" sagte er.

Der Paß lautete zu deutsch:

Hauptquartier der 4. Roten Armee.

10. Oktober 1929, mittags 12 Uhr.

Erlaß als Schutzpaß.

Ergebnis der Untersuchung gegen die imperialistischen Spürhunde Valentin und Genossen:

Unter dem Vorwand der Glaubensverbreitung sind sie als Spione nach China gekommen. Sie verbanden sich mit den Militaristen und trieben sich seit Jahren in Westfukien herum, verübten mit dem Rebellen Lu Simmin — der letzte General der Stadt — und einer Bande von Volksbedrückern viele Schandtaten, prellten und schrappten Arbeiter und Bauern. Ganz Westfukien haßt sie bis auf die Knochen. Als die oben genannte Armee Shanghang eroberte, klagten die einheimischen Bauernfreunde sie an. Wir verhafteten sie und brachten sie ins Quartier. Nach Zahlung einer Strafe von 10 000 Dollar zum Besten der Armen Westfukiens gaben wir den strengen Befehl, daß sie alle innerhalb 12 Stunden das Gebiet verlassen müssen. Dann wird Frieden im Lande und das Herz des Volkes getröstet sein.

Wir erwarten, daß alle Rätebehörden ihnen auf dem ganzen Wege, auf diesen Paß hin, freien Durchzug gewähren.

(Es folgen die Namen der ausgewiesenen „Verbrecher".)

Tschute, Oberkommandierender. Motsetung, Parteibevollmächtigter.



Das Siegel der Roten Armee, die Shanghang erobert hat. Der Stempel befand sich auf dem chinesischen Ausweisepaß unserer Missionare, dessen Inhalt vorstehend zu lesen ist.

Die Mission und die Sorge für die Kinder übergab P. Vikar mehreren Männern. Die wenigen Sachen, die uns geblieben, waren bald gepackt. Vor dem Allerheiligsten hielten wir eine letzte Segensandacht; dann wurde es konsumiert. Der Herr zog mit uns aus der Stadt und aus der ganzen Mission. Er hatte hier keine Wohnstatt mehr. Die wenigen Christen, die bei uns waren, weinten; auch uns war das Herz schwer.

Um 6 Uhr stieß unser Schiff vom Ufer und glitt langsam den Strom hinab. Der Abendhimmel stand strahlend über Stadt und Land.

In weiter, weiter Ferne ward zur selben Stunde ein Mutterherz zur letzten Ruhe gebettet. —

An der großen Pagode vor der Stadt legte das Schiffchen an, um hier die Nacht zu verbringen. Wir stiegen das Ufer hinaus und setzten uns unter die mächtigen Kastanien. Das Mondlicht lag über allen Landen und hüllte sie in seine Schleier ein.

Dort drüben lag der Friedhof, der heilige Berg. Dort ruhten unsere Toten, drei Schwestern. Sie blieben, und wir mußten gehen.

Und dort die Stadt, die uns verstoßen hatte!

Und ringsum die Berge, und hinter ihnen das weite Land und die Millionen Seelen, unser Erbe, unser Anteil am Reiche Gottes, uns anvertraut, daß wir es bebauen, daß es reiche Seelenfrucht trage, für das wir einstens vor Gericht Rechenschaft geben müssen!

Der Weinberg des Herrn ist verwüstet. Die Arbeiter wurden mit Schimpf hinausgeworfen.

Die Hand des Herrn liegt auf uns, schwer, drückend schwer; sie hat uns gedemütigt. Aber nun dürfen wir auch auf den Segen hoffen. Denn Gott schlägt, um zu heilen. Das Leid ist das Wachstumsprinzip des Gottesreiches. Es ist der Frühregen, der alles befruchten muß. Wir haben gearbeitet, uns abgemüht, aber der erquickende Regen kam nur

spärlich. Nun kam eine Wasserflut, und bald wird die Sonne wieder scheinen, und die Saat wird herrlich in die Ähren schießen.

Die Schwestern beteten auf dem Wege zum Gefängnis das Tedeum. Ja, Gott sei gepriesen; denn er hat Barmherzigkeit an uns geübt!

Shanghang, wir schütteln deinen Staub nicht von unsern Füßen. Wir kehren zurück, über kurz oder lang. Du bist unser Erbteil.

„Christus vincit — Christus siegt!" Sein Werk wird er vollenden zu seiner Zeit.

Am andern Morgen fuhren wir hinunter. Eine rote Wache passierten wir ohne Schwierigkeiten. Gegen Mittag kreuzten wir die Fungsier Straße. Auf einem Berg stand ein einsamer Posten. Er rief uns zu: „Weiter dürfen die Schiffe nicht fahren." Die Schiffer legten an und warteten, bis er herabkam. Der Mann beschwor uns, nicht weiterzugehen. Dort unten sei Gefahr. Auf einer Seite des Stromes ständen die Roten, auf der andern die Weißen. Gestern noch sei heftig über das Wasser hinweg gekämpft worden. Wir empfahlen uns Gottes Schutz und drängten weiter. Die Schiffer bangten. Da sie aber sahen, daß wir nichts fürchteten, wurden auch sie zuversichtlich.

In rascher Fahrt ging es den Strom hinab, zwischen Klippen und Felsen hindurch. Pfeilschnell schoß das Schifflein über die Schnellen und Fälle, es schwankte und wankte, strich an den Felsen vorbei, daß die Planken krachten. Hochauf spritzte die Flut und schlug herein. Die Schiffer standen in eiserner Ruhe, den Blick in das tosende Element gebannt, die Faust um Ruder und Steuer gekrampft. Ein Fehlgriff, — und wir waren verloren.

Die Berge grüßten so still von den Ufern, als wüßten sie nichts von Kämpfen. Keine Truppe, kein Waffenlärm. Und doch standen sie kampfbereit

Unsere Liebe Frau von China.



Unter dem Titel „Königin des heiligen Rosenkranzes" ist Maria die Patronin der deutschen Dominikanermission. Nachdem unsere Missionare und Neuchristen den schmerzhaften Rosenkranz gleichsam zu Ende gebetet haben, möge unsere hohe Schutzfrau gestatten, daß nun auch die freudenreichen und glorreichen Geheimnisse zu ihrem Lobe in der Tingchow-Mission erklingen.

auf beiden Seiten. Am nächsten Tage schon fiel die Entscheidung. Gottes Engel war bei uns.

Um 3 Uhr waren wir in Fungsi, frei. Alle Not lag hinter uns. Gleich gingen wir zu Fuß nach Sahapa, bestiegen ein Boot und fuhren noch die Nacht bis Sanhope. Um 8 Uhr bestiegen wir den Dampfer und waren schon um 5 Uhr in der Mission in Tschaotschu.

Rührend war die Freude P. Favres, als er uns kommen sah. Seitdem Br. Thaddäus die Mission verlassen, war keine Nachricht mehr eingetroffen. Er war und blieb verschollen, und man fürchtete das Schlimmste. Nun war alle Sorge hin.

Sogleich ging ein Telegramm nach Swatow, wo alle übrigen Mitglieder der Mission, Missionare und Schwestern, auch eine Reihe Lehrer und Christen und die Wupinger Kinder versammelt waren und sorgend Tag für Tag auf irgendein Lebenszeichen von uns warteten. Hab und Gut, alles haben wir verloren, aber das Leben hat Gott uns gerettet, damit wir mit diesem ihm dienen.

Uns alle hat Gott geprüft, jeder hat gelitten, doch jeder auf seine Weise. Gott allein weiß, wer am meisten gelitten, und wessen Leiden am furchtbarsten waren. Möge alles den Seelen zugute kommen und der Kirche, der Braut des Heilandes! Zukomme uns dein Reich!

Am andern Tage, Sonntag den 13. Oktober, um 4 Uhr trafen wir in Swatow ein. In der Kirche wurde vor ausgesetztem Allerheiligsten das Magnifikat gesungen, zum Dank für die Errettung.

Am nächsten Morgen erreichte mich ein Telegramm:

Meine Mutter ist tot — — —

* * *

Nachtrag.

„Meine Mutter ist tot — — —“. Traurig, aber nicht hoffnungslos hat der junge Missionar die Feder aus der Hand gelegt. Pater Aimo schiffte sich mit Pater Ludwig von Swatow bald nach Hongkong ein. Dort schrieb er seine Erlebnisse nieder, die wir unseren Lesern und Missionsfreunden in diesem Büchlein geboten. Wir glaubten, daß die Schilderungen unseres Missionssturmes kaum einer weiteren Erklärung bedürfen. Es ist so ziemlich alles verloren, wir stehen vor dem neuen Aufbau unserer Tingchow-Mission.

Heißer Dank gebührt Gott dem Herrn, daß er das Leben unserer Missionare gerettet. Er hat sie in eine harte Schule genommen und sie vorbereitet zu neuer, entsagungsvoller Tätigkeit.

In Swatow am Meere konnten nicht alle bleiben, obwohl ihnen die Missionare von Paris, insbesondere der Ap. Vikar Mons. Raissac, die liebevollste Aufnahme gewährten. Den Schwestern der Ilanzer Kongregation wurde für sich und die Wupinger Findelkinder ein Haus zur Verfügung gestellt. P. Karl Boßlet, der Missionar von Lankiatu, blieb als Betreuer der Schwestern und Kinder in Swatow. Der Provinzvikar P. Willibrord Wolff nahm mit P. Valentin Aufenthalt in der Residenz des spanischen Dominikanerbischofs Prat auf der benachbarten Insel Amoy, während P. Barnabas Birx mit Bruder Thaddäus nach den Philippinen fuhr und in dem Universitätskloster der spanischen Dominikaner eine traute Heimstätte fand. Beide Missionare waren sehr erschöpft und mußten notgedrungen ihrer zerrütteten Gesundheit zu Hilfe kommen. Besonders

Bruder Thaddäus bedurfte nach der strapazenreichen und nervenerregenden Befreiungstat der Ruhe und Ausspannung. — Bruder Stanislaus machte nach kurzem Aufenthalt in Amoy eine Baustudienfahrt nach Formosa und Schanghai, um besonders bei den Steyler Missionaren technische Kenntnisse für den Wiederaufbau unserer zerstörten Stationen zu erwerben.

Der Apostolische Präfekt, P. Egbert Pelzer, versuchte bereits im November 1929 einen Vorstoß nach seiner verlassenen Residenz Wuping. Das Unternehmen war nicht ohne Gefahr, weil die Rote Armee die Stadt noch immer bedrohte und besonders die einheimischen Kommunisten kühn ihr Haupt erhoben. Dennoch gelang es Msgre. Pelzer, wieder von seiner Station Besitz zu ergreifen und seinen Posten zu behaupten, wenngleich eine zeitweilige Flucht in die Berge nicht zu vermeiden war. Seine abenteuerlichen Erlebnisse hat der hochwürdigste Präfekt in der April- und Mainummer des „Apostel" (Jahrg. 1930) ausführlich geschildert. Überaus stark war der Eindruck, den seine plötzliche, unerwartete Rückkehr auf die heidnische Bevölkerung Wupings machte. Die Bewohner hatten in der Tat geglaubt, die katholische Mission habe nach den furchtbaren Stürmen ihre Arbeit in Fukien endgültig aufgegeben. Man darf vielleicht bei dieser geistigen Einstellung der Heidenwelt die Hoffnung hegen, daß die selbstlose Wirksamkeit der „Arbeiter im Weinberge des Herrn" in Zukunft mehr Einfluß auf die Seele Chinas gewinnen wird. Denn der Bewohner des „Reiches der Mitte" ist ein guter Beobachter, und es ist ihm nicht einerlei, ob der Abendländer aus persönlichen, wirtschaftlichen Interessen, oder aus Liebe zum chinesischen Volke und dessen geistlichen Wohle zu ihm kommt. Gerade die kath. Missionare hatten in den letzten revolutionären Jahren in China Gelegenheit, ihren uneigennützigen Heroismus, der in

etwa 30 Fällen bis zur Opferung des Lebens im Martyrium ging, der Heidenwelt offenkundig zu zeigen.

Auch der hochw. P. Ludwig Paly, der dem Todesschicksal in Quizu und Engteng so wunderbar entging, hat in Wuping festen Fuß gefaßt und arbeitet einstweilen mit dem Apost. Präfekten zusammen in Schule und Seelsorge.

P. Aimo Harm hat in tapferem Vorgehen Shanghang im Januar 1930 „zurückerobert". Erst wohnte er mit den Weißen Truppen einträchtig zusammen im „Hause des Friedens". Inzwischen wird er mit P. Vikar Willibrord Wolff wieder im alleinigen Besitze der Station sein.

P. Valentin versuchte eine Rückkehr nach Aoyao, die er aber wegen der großen Kommunistengefahr aufgeben mußte. Von einem geflohenen Christen wurde gemeldet, daß auch die Station Aoyao von den Roten im Feuer vernichtet wurde.

Die Station Hapa wird inzwischen ihren früheren Hirten P. Barnabas Birx wiedererlangt haben.

P. Provinzial Thomas M. Stuhlweißenburg trat Ende November 1929 eine Visitationsreise nach China an. Zusammen mit den Missionaren hat er über den Wiederaufbau und den Ausbau der Mission beraten. Telegraphisch hat er die Abreise dreier neuer Missionare aus Deutschland angeordnet. Am 1. April 1930 haben sich die Neumissionare P. Georg M. Jonen, P. Gereon M. Weiß und P. Hilarius M. Albers in Genua auf der „Saarbrücken" nach Hongkong eingeschifft. Am 5. Mai sind sie in Hongkong gelandet und werden nach Erlernung der chinesischen Sprache Schulter an Schulter mit den kampferprobten Missionaren an der Bekehrung des größten Heidenlandes der Welt arbeiten. Gebe Gott, daß sie eine glaubensmutige Stoßtruppe werden!

In banger Sehnsucht harren die Schwestern in Swatow der Rückkehr in die Mission. Vielleicht

kann ein Teil von ihnen bald wieder in Shanghang einziehen, während die Wupinger Schwestern warten müssen, bis ihr Haus in der früheren Station, wenigstens notdürftig, wiederhergestellt ist. Erst dann wird auch der hochwürdige P. Karl M. Boßlet, dessen Station am meisten heimgesucht ist und dessen herrliche Missionskirche völlig in Trümmern liegt, wieder in sein geliebtes „Sion" zurückkehren können. Möge auch er die Freude erleben, daß die „Mauern Jerusalems" bald wieder aufgebaut werden!

Und die guten Leser dieses Büchleins mögen unsere hartgeprüfte China-Mission nicht vergessen und nicht im Stiche lassen. Gott hat gezeigt, daß er bei unseren Missionaren war. Er hat sie errettet aus dem „Rachen des Löwen".

Wohlan, ihr Laienapostel, an die Front! Gott will es! Christus der König ruft euch unter seine Fahne! Noch weht sie klagend auf den Trümmern der Tingchow-Mission. Bald aber soll sie siegreich flattern über den neuerbauten Heiligtümern. Christus soll Sieger und König sein auch in den Heidenlanden. Für jedes Gebet sind die Missionare dankbar. Almosen aber möge man einsenden an die „Mission der Dominikaner, Vechta i. O., Postscheckkonto Hannover 52 708".

Tausendmal „Vergelt's Gott!"

* * *

Inhalt.